ab.

~~Zc. III. 56. b~~

L. arab. o $\frac{12}{8}$

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
übersetzt
von
F. H. von der Hagen.

Achter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyschen Buchhandlung.

1828.

BIBLIOTHECA ...

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Achter Band.

Vorbericht.

In diesem Bande beginnen, mit der Geschichte Moradbaks, die vom Grafen von Caylus bearbeiteten Erzählungen. Der durch mannigfaltige, die Alterthumskunde betreffende Werke rühmlich bekannte Verfasser (gest. 1765.) hat diesen Erzählungen, die in seinen Oeuvres badines complettes (Amsterd. et Paris 1787. 8.) T. VII. — VIII. und in dem Cabinet des Fées T. XXV, gedruckt sind, folgende Zueignung vorgesetzt, worin er erklärt, daß er dieselben nur gesammelt habe: wozu er durch seine Reisen im Morgenlande, namentlich in Klein-Asien (1715 — 17), gute Gelegenheit hatte. Daß solches kein bloßes Vorgeben ist, erhellet hauptsächlich aus dem echt morgenländischen Gepräge aller dieser Erzählungen, welche auch manche Züge mit anderen schon bekannten dieser Art gemein haben.

An Frau v. ...

Gnädige Frau, Sie lieben die morgenländischen Erzählungen so sehr, daß Sie schon oft Sich derselben angenommen haben, und mehr als einmal habe ich Sie mit Anmuth die Spöttereien mehrerer Personen beantworten hören, die, mit mehr Ernsthaftigkeit als Gründlichkeit, das Vergnügen verdammten, welches diese Scherze gewähren können. Solchen aus übler Laune entsprungenen Urtheilen Ernst entgegensetzen, würde sie nachahmen heißen, nicht sie widerlegen. Indessen muß man gestehen, daß man für diese Erholung des Geistes nicht eher empfänglich werden kann, als bis man sich an den Französischen Romanen und kleinen Geschichten, so zu sagen übernommen hat. Die letzten haben gewöhnlich eine Verwickelung, einen Plan und ein Ziel, das sich wohlgeordnet entfaltet: aber die Gewohnheit, dergleichen immer wieder zu lesen, läßt uns nur zu leicht ihre Entwickelung voraussehen; dagegen die morgenländischen Erzählungen oft keinen andern Zweck haben, als durch Ueberraschung zu wirken, indem man sieht, wie die kleinsten Umstände die größten Umwälzungen hervorbringen. Hierin besteht fast ihr ganzer Zauber; zugleich erhöhet die Darstellung ihren Reiz: man fühlt die Wärme des Himmelsstrichs, welche eine für Europäische Leser so anziehende Eigenthümlichkeit hervortreibt. Das Wunderbare anlangend, welches sich

in einigen dieser Erzählungen findet, so würde es unnütz sein, dasselbe mit anderem zu vergleichen: hierüber muß der besondere Geschmack entscheiden.

Kurz, Gnädige Frau, die Natur hat Sie so glücklich begabt, daß Sie eine leichte Erheiterung den sogenannten ernsthaften Sachen vorziehen; Sie haben mir mehr als einmal bewiesen, daß ein heiterer Geist sich willig zu allem hergibt; und ich würde mich glücklich schätzen, Ihre Einbildungskraft auf einige Augenblicke zu vergnügen: dieß ist mein Ziel bei Ueberreichung dieser Erzählungen. Tausend und Eine Nacht, Tausend und Ein Tag, die vierzig Vesyre, Abdallah der Sohn Hanifs, und so viele andere lebensvolle Gebilde dieser Art sind Ihnen so gegenwärtig, daß ich Sie oft nach solchen verlangen gehört habe, die Ihnen noch unbekannt wären.

Ich rechne sehr auf die Neuheit dieser hier; ich könnte denselben sogar, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, eine noch stärkere Lobrede halten, weil ich an dieser Sammlung keinen andern Theil habe, als eben den des Sammlers.

Ich ergreife diese Gelegenheit, Sie zu versichern, wie sehr mir alles am Herzen liegt, was Sie in Ihrer Abgeschiedenheit ergetzen kann. Ich habe die Ehre zu sein ꝛc."

Inhalt des achten Bandes.

	Seite
Geschichte Shahadildins, Prinzen von Damask.	1
Vierhundert und sieben und funfzigster Tag	11
458ster Tag	16
459ster Tag	23
460ster Tag	28
461ster Tag	34
462ster Tag	38
463ster Tag	44
464ster Tag	50
465ster Tag	56
466ster Tag	61
467ster Tag	66
468ster Tag	71
Liebesgeschichte des Mograby mit Planeten-Schwester, Tochter des Königs von Aegypten.	
469ster Tag	78
470ster Tag	83

	Seite
471ster Tag	88
472ster Tag	94
473ster Tag	99
474ster Tag	104
475ster Tag	110
476ster Tag	115

Geschichte der Geburt des Mograby.

477ster Tag	121
478ster Tag	127

Fortsetzung der Geschichte der Aegyptischen Königstochter, genannt Planeten-Schwester . . . 131

479ster Tag	133
480ster Tag	138
481ster Tag	144
482ster Tag	149

Fortsetzung der Geschichte Habed-il-Rumans und seiner Gefährten, und Ende des Mograby . . 151

483ster Tag	154
484ster Tag	159
485ster Tag	165
486ster Tag	170
487ster Tag	176
488ster Tag	181

Seite

Beschluß der Geschichte Habed-il-Rumans und der Prinzessin von Aegypten : : : : : 185

489ster Tag : : : : : : : : : : : 186
490ster Tag : : : : : : : : : : : 192

Geschichte Moradbaks.

491ster Tag : : : : : : : : : : : 199

Die Aepfelrechnung.

492ster Tag : : : : : : : : : : : 204

Die Weinquelle.

493ster Tag : : : : : : : : : : : 207

Geschichte des Dakianos und der Siebenschläfer.

494ster Tag : : : : : : : : : : : 212
495ster Tag : : : : : : : : : : : 217
496ster Tag : : : : : : : : : : : 222
497ster Tag : : : : : : : : : : : 226
498ster Tag : : : : : : : : : : : 229
499ster Tag : : : : : : : : : : : 233
500ster Tag : : : : : : : : : : : 237
501ster Tag : : : : : : : : : : : 242
502ter Tag : : : : : : : : : : : 247
503ter Tag : : : : : : : : : : : 252
504ter Tag : : : : : : : : : : : 257

Seite
505ter Tag = = = = = = = = = = = 262
506ter Tag = = = = = = = = = = = 266
507ter Tag = = = = = = = = = = = 270

Geschichte der Geburt Mahomeds.

508ter Tag = = = = = = = = = = = 272
509ter Tag = = = = = = = = = = = 277
510ter Tag = = = = = = = = = = = 282
511ter Tag = = = = = = = = = = = 286
512ter Tag = = = = = = = = = = = 290

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Geschichte
Schahadildins, Prinzen von Damask.

„O meine Brüder!“ hub er an: „meine edlen und traurigen Unglücksgefährten! welche Empfindungen habt ihr in meinem Herzen aufgeregt! wie viel Licht habt ihr meinem Geiste angezündet, das mich über meine eigenen Abenteuer aufklärt!

Ich errathe nunmehr die Dinge, welche mir unbegreiflich schienen, und ich erkenne unter den verschiedenen Larven, deren Spiel ich euch erzählen will, denselben Bösewicht, der unser Verderben so schlau ange-

zettelt hat, und werde ihm seinen wahren verruchten Namen geben, welcherlei Gestalt er auch angenommen hat, seine frevelhaften Absichten zu erreichen.

Um in die Ereignisse, welche mir alle innig mit einander verknüpft scheinen, nicht Verwirrung zu bringen, will ich, nach dem Beispiele des Prinzen der Tatarei, in meiner Erzählung etwas weit ausholen.

Meine Mutter verlor im funfzehnten Jahre die ihrige, die fünf und dreißig Jahre alt war, und blieb unter der Vormundschaft ihrer Großmutter, meiner Urgroßmutter. Diese schien sich damals meiner sorgfältig anzunehmen, und ich glaubte, ihr viel Dank schuldig zu sein: aber wenn ich an die hier gehörten Erzählungen zurück denke, so sehe ich wohl, daß ich ihr mein ganzes Unglück zu verdanken habe. Ich sehe ferner, daß sie gegen mich unschuldig, aber so wohl in Betreff meiner, als ihrer selbst, im höchsten Grade verblendet war.

Ich muß euch eine getreue Schilderung derjenigen entwerfen, welche ich meine Urgroßmutter nannte; aber so, wie ihr mich gegenwärtig in den Stand gesetzt habt, sie zu betrachten, nämlich, als Werkzeug des Mograby, zu meinem Verderben und vielleicht zum fortwährenden Unglücke meiner Familie. Ich will die verschiedenen Züge, welche ich von ihr behalten habe, zusammenfassen, und sie euch vor Augen stel-

len, um euch weder über sie, noch über mich zu täuschen.

Sie hieß Haméné, und war, mit einer einzigen Tochter, sehr frühzeitig Wittwe eines Kaufmanns zu Damask geworden.

Ich erinnere mich, daß ein Edelknabe, den der König, mein Großvater, liebte, einst zu mir sagte:

„Nimm dich in Acht, daß deine Urgroßmutter dich durch ihre Frömmigkeit nicht unter die Erde bringt, wie sie es mit ihrem Mann und mit ihrem Schwiegersohn gemacht hat."

Ich zweifle nicht, daß der Edelknabe diese Bemerkung über meine Urgroßmutter anderweitig gehört hatte; indem man sie nur die heilige Haméné, oder die Heilige von Damask nannte; und niemals trieb ein Mensch es weiter in den Aeußerlichkeiten der Heiligkeit.

Sie ging nie anders aus, als mit einem Schleier, der größer und dichter war, als ihn alle andern Frauen trugen; und ihre ganze Kleidung von düstern Farben, ihre lange, dürre und, ungeachtet ihres Alters, gerade Gestalt, hätten sie schon genugsam kenntlich gemacht, wenn nicht das dicke Buch des Korans, welches sie stäts unter dem Arme trug, und ein Rosenkranz, *)

---

*) Solche Rosenkränze, Masphaha genannt, tragen die Derwische und Santone um den Hals.

dessen Kugeln so groß waren, wie Eier, sie ausgezeichnet hätten.

Sie legte bei allen Leichenbegängnissen Trauer an und folgte denselben; sie mischte sich unter die Angehörigen des Todten, und deren wahrhaftes Leid war nichts in Vergleich mit dem, wovon sie sich durchdrungen zeigte. Kurz, wenn man die Betrübnis einer Frau schildern wollte, welche ihren Mann verloren hatte, pflegte man zu sagen:

„Sie weinet eben so herzlich, wie die Heilige thun würde.“

Eines Tages, als sie bei dem Leichenbegängnis eines Kadi's, von welchem jedermann schlecht sprach, untröstlich war, sagte ich zu ihr:

„Aber, liebe Urgroßmutter, warum betrübst du dich so sehr über den Tod eines Mannes, der nicht gut war?“

„Eben deshalb,“ antwortete sie mir, „weil er nicht gut war: wenn ich nur die Menschen beweinen wollte, welche gut sind, so würde ich nicht eine Thräne zu vergießen haben; denn sieh, die Männer taugen nichts, und die Weiber sind noch hundertmal schlimmer; alles das stirbt dahin, wie die Fliegen, und versinkt in den Unflat, wie die Schweine; der Engel des Todes kömmt, rafft sie weg und führt sie an einen Ort, woraus Mahomed sie nicht erretten kann: nun sieh, ob man da nicht weinen muß. —

Die Bösesten," fuhr sie fort, „sind am meisten zu beklagen. Ach! wie sehr bedürfen sie es, daß man hingehe, auf ihren Gräbern zu beten, um die Vögel der Hölle von ihnen zu verscheuchen, welche an ihren Herzen und Eingeweiden nagen, ohne daß man es gewahrt."

Auch hätte sie, durchdrungen von dem Gedanken, daß die Todten ihres Gebetes so sehr bedürften, sich nimmer zu Bette gelegt, ohne daß sie um und auf den Grabstätten umher gestreift wäre, um sich, wie sie sagte, der einzigen wahren Pflicht zu entledigen, welche denjenigen obläge, die noch auf Erden wandelten.

Dort erbaute sie das Volk durch die andächtige Miene, womit sie die gewöhnlichen Gebete verrichtete. Als die Fakire und Derwische, in deren Gewerbe sie eingriff, sahen, daß man sich der Gebete wegen lieber an die Heilige, als an sie wandte, und daß sie Bezahlung dafür nicht verschmähte, wurden sie zugleich von Eifersucht und Eigennutz getrieben, bei dem Nakib *) Klage zu führen.

*) So heißt das Oberhaupt der Kadi's, der Oberrichter.

Vierhundert und sechs und funfzigster Tag.

Die Oberhäupter dieser beiden Genossenschaften erschienen nicht mit leeren Händen; sie brachten Handsalbe für den Richter mit. Nachdem sie denselben gehörig unterrichtet hatten, daß sie eines günstigen Ausspruchs von ihm bedürften, bestieg er feierlich seinen Richterstuhl, und forderte sie auf, ihre Sache vorzutragen.

„Herr," sprachen sie, „ein altes Weib, welches eure Weisheit zu Schanden machen möge, begnügt sich nicht damit, mit aufgelösten Haaren allen Leichenbegängnissen nachzulaufen, dabei ein Geheul auszustoßen, welches die Aufmerksamkeit von unsern Gebeten abzieht, kurz, noch ein Scheusal mehr im Gefolge des Todes zu sein: sie begibt sich auch auf alle Todtenäcker von Damask, dringt in die Grabstätten ein, und erfrecht sich, dort ganz laut Il-fathea und Il-kathmé *) zu sprechen, was eigentlich unsers Amtes ist.

Verleitet durch ihre Grimassen und Verzuckungen, verschmäht das Volk die Hülfe, welche wir den verstorbenen Gläubigen gewähren können, und setzt sein ganzes Vertrauen auf die Uebertreibungen dieses scheinheiligen Geschöpfs.

---

*) Il-fathea ist der Eingang zum Gebete; Il-kathmé ist das Gebet für die Todten.

Verbietet, Herr, der alten Haméné, die man nur aus Spott die Heilige nennen kann, sich mit solchen heiligen Werken zu befassen; ihr werdet Gott und seinem großen Propheten damit einen Dienst leisten, und ein durchaus nothwendiges Werk thun, um die den heiligen Gebräuchen schuldige Ehrfurcht aufrecht zu erhalten."

Ich glaube jetzo, daß der Nakib, auch wenn man ihn nicht bestochen hätte, eine so billige Forderung nicht abweisen durfte; selbst wenn er die wahren Beweggründe derselben durchschaute. Der Richter bedurfte aber noch stärkere Entscheidungsgründe, ihn zu bewegen, daß er sich das Misfallen des Volks zuzöge, indem er es der öffentlichen Gebete der Heiligen beraubte; das Gewicht des Goldes senkte völlig die Waage zum Nachtheile Haméné's, und es erging an sie ein förmliches Verbot, künftighin die Gebete der Fakire und Derwische in den Grabstätten zu stören, unter Androhung der strengsten Züchtigung, wenn sie sich auch nur erdreistete, dort zu erscheinen.

Oh! wie schlug dieser Befehl sie zu Boden! Sie hatte große Lust, unter das Volk zu treten, um es aufzuwiegeln, daß es gegen den Nakib und dessen Schützlinge seine Stimme erhübe, und zwar so laut, daß der König von Damask es hörte, als sie durch die einladendste Botschaft von diesem Vorhaben abwendig gemacht wurde.

„Seid ihr nicht die gute heilige Haméné?“ fragte sie eine Sklavinn von sehr gutem Aussehen und vollkommen wohlgekleidet.

„Ja,“ antwortete sie.

„Wenn das ist,“ fuhr die Abgesandte fort, „so würdet ihr meinen Herrn, einen reichen Armenischen Kaufmann, der hier nahebei im Chan *) wohnt, unendlich verbinden, wenn ihr ihm die Gnade erwieset, zu ihm zu kommen: er bedarf höchlich eurer Gebete, und wird für die Gnade, welche ihr ihm erzeiget, sehr erkenntlich sein.“

„Hurtig ans Werk!“ sprach meine Urgroßmutter bei sich selber, „damit die Fakire uns nicht zuvorkommen: die Läden und Waarenlager des Chans von Damask wiegen wohl die Grabstätten um die Stadt auf, und bis ich mich anderswo und auf andere Weise rächen kann, will ich den Kaufleuten, wenn sie mich anhören, wie sie sollen, meine Feinde schon gehörig schildern.

Ich würde sie zu Freunden haben, wenn ich mit ihnen hätte theilen und ihnen meine Thür öffnen wollen: aber ich habe eine Tochter zu erziehen und zu verheirathen; sie hätten mein Haus in übeln Geruch gebracht, und ich gewinne mehr an meinem Rufe, wenn ich in meinem Stadtviertel einige wohlange-

*) Herberge und Waarenlager für fremde Kaufleute.

brachte Almosen vertheile, als wenn ich täglich dreißig solche Tagediebe ernährte, wie sie."

Indem die alte Haméné so ihren Vortheil berechnete, gelangte sie nach dem Chan. Sie fand dort auf einem reichen Sopha einen dem Anscheine nach schon sehr bejahrten Mann, von hoher Gestalt, mit einem langen und dicken weißen, ehrwürdigen Bart, einem Turban vom größten Umfange, und in einem Armenischen Rocke mit weiten Falten. Dieser Mann kam meiner Urgroßmutter, so bald er sie erblickte, ehrerbietig bis an die Thüre seines Waarenlagers entgegen.

„Ich danke es, ehrwürdige Frau," sprach er zu ihr, indem er ihr die Hand reichte, um sie nach dem Sopha zu führen, „ich danke es meinem Glückssterne, daß er mich nach Damask geführt hat, um hier in der Hülfe der heiligen Frau, welche mich mit ihrem Besuche beehrt, ein Mittel gegen meine Beängstigungen zu finden."

„Nicht Alle, lieber fremder Herr," antwortete Haméné, „denken so, wie ihr; die Fakire und die Santone . . . " —

„Bekümmern wir uns nicht, ehrwürdige Frau, wie jene Leute die Dinge ansehen; man ist in dem Chan von ihren Ränken gegen euch unterrichtet: sie haben wieder ihren bekannten Charakter bewährt, ohne

dem eurigen schaden zu können; und das Vertrauen, welches ich in euch setze, ist der Beweis davon.

Ich habe kürzlich das Unglück gehabt, meinen Bruder zu verlieren; er hat mir seine Erbschaft hinterlaßen, mir, der ich selber ohne Erben bin. Sein Grab ist zwar sehr weit von hier, tief in den Armenischen Bergen: aber man kann überall beten, und ich habe euch, heilige Frau, zu mir einladen laßen, um hieselbst eure wirksamen Gebete für ihn zu verrichten."

„Herr," antwortete meine Aeltermutter, „ich habe schon meine Abwaschungen und meine beiden Morgengebete verrichtet, und bin bereit, euer Verlangen zu erfüllen. Ich wünschte nur zu wissen, welches Gewerbe der Verstorbene trieb, und zu welchen Fehlern er geneigt schien." —

„Er war Kaufmann, wie ich, hier sind seine Handlungsbücher, welche mir übergeben worden. Uebrigens mochte er den Frauen etwas zu sehr ergeben sein; ich glaube sogar, daß dieses sein Ende beschleunigt hat: aber ich hoffe, daß Mahomed es ihm vergeben wird."

„Und ich auch," sagte ohne Zweifel Haméné im Stillen. — „Reichet die Handlungsbücher von der Stelle herab, wo ich sie stehen sehe; ich will sie mit meinem Rosenkranz umgeben. Der Mensch hat in dem Gewerbe, welches er treibt, eine fortwährende

Versuchung, die ihn reizt, seine Pflichten zu überschreiten: wenn etwa der Vorstorbene solchen Versuchungen unterlegen hat, so wollen wir Vergebung für ihn erbitten. Den Tod anlangend, so kömmt er immer zur bestimmten Stunde; das Schicksal sendet ihn, und weder das Schwert des Feindes, noch die Liebe der Frauen vermöchten ihn um einen Augenblick zu beschleunigen."

„Göttlich'," rief der Armenische Kaufmann aus: „hier sind die Bücher!"

Haméné nahm hierauf ihre kleinen Feierlichkeiten vor, warf sich auf die Knie, öffnete den Koran, und sagte die Gebete laut her.

Der Armenier schien, während sie so beschäftigt war, ganz von Ehrfurcht erfüllt und in geistliche Betrachtungen versunken.

Vierhundert und sieben und funfzigster Tag.

Als das Gebet beendigt war, zog er zwei Goldstücke aus seiner Börse, gab sie Haméné, und sagte zu ihr:

„Heilige Frau, eure Gesellschaft würde mir in dem Zustande, worin mein Herz und mein Geist sich befinden, eine große Tröstung sein: erzeiget mir die Ehre, mit mir zu Mittag zu speisen."

Meine Urgroßmutter konnte eine so verbindliche Einladung nicht ausschlagen, und war bald sehr zufrieden, daß sie dieselbe angenommen hatte; denn das Mahl war auserlesen.

„So lebe ich gewöhnlich," sagte der Armenier; „aber ich habe nicht immer das Glück, dessen ich mich heute erfreue, mich mit einer so erbaulichen Gesellschaft unterhalten zu können. Wenn ich jemand aus dem Chan bei mir zu Tische lade, so wird nur von Handelssachen geredet, und ich gestehe, daß es mich sehr glücklich macht, meiner gewöhnlichen Beschäftigungen vergessen zu können. Ich kenne überdieß niemand zu Damask, noch kennet mich jemand hier, und ich scheue mich, neue Verbindungen anzuknüpfen."

„Ihr habt Recht, lieber fremder Herr," sagte meine Urgroßmutter; „es würde euch schwer werden, vielleicht unmöglich, hier jemand zu finden, der euch angemessen wäre; es ruhet ein Fluch auf dieser Stadt. Ohne die Gebete einer und der andern frommen Seele, die ich nicht nenne, welche sich aber Tag und Nacht zum Himmel erheben, würde Damask längst durch die feurigen Pfeile des Himmels vertilgt sein. Es gibt hier keine andre Religion, als die des Goldes, keine andre Gerechtigkeit, als die des Eigennutzes. Der Handel ist eine fast offenbare Spitzbüberei. Wenn Leute aus Damask in euer Waarenlager kommen, so

müßt ihr auch Augen hinten am Kopfe haben; sie haben so viel lange Finger, euch eure Kleinode zu stehlen, als eine Spinne Füße hat. Wenn sie einen Tausch mit euch machen wollen, so geben sie euch gefärbtes Glas für einen Karfunkel aus.

Tretet ihr in ihre Läden, um ein Stück Zeug zu kaufen, so werden sie euch mit Bewillkommungen und Höflichkeiten, mit Höflichkeiten und Bewillkommungen so lange in dem Gemache umherführen, bis sie mit einem unvermerkten Schub ein Fenster geschlossen haben, welches zu viel Licht auf die Mängel desjenigen werfen würde, was sie euch vorlegen sollen. So sind die Männer hier beschaffen; man muß sie fliehen: und vertrauet ihr den Weibern, da kommt ihr noch schlechter an!"

„Ich habe sagen gehört," erwiederte der Armenier, „daß sie sehr zutraulich und sehr schön sind."

„Zutraulich!" antwortete meine Urgroßmutter: „warum sagt ihr nicht lieber verbuhlt? Aber alles ist nur angenommenes Wesen bei ihnen; man weiß wohl, warum es ihnen zu thun ist. Und wenn sie hübsch scheinen, so ist das mehr eine Wirkung der Kunst, als der Natur. Ihr Gesicht ist unten bleich und oben geschminkt; und die schwarzen Fleckchen, welche sie aus Uebermuth auf ihrer Haut zu verstreuen schei-

nen, *) um den Glanz derselben zu erhöhen, sind absichtlich dahin gesetzt, um die Spuren irgend einer Krankheit zu bedecken. Alles an ihnen, sogar ihre Launen sind berechnet. Es gibt kein Spiel, worin sie euch nicht betrügen. Ich würde erröthen, von ihrem Geschlechte zu sein, wenn ich mich nicht frühzeitig bemüht hätte, alle Fehler desselben an mir zu verbessern."

„Ehrwürdige Frau," sagte der Kaufmann, „ihr gebt mir den höchsten Begriff von eurer Tugend durch die Stärke des Eindrucks, welchen die Fehler der Andern auf euch machen. Ungern trenne ich mich von euch, und nur in der Hoffnung, daß ihr, nachdem ihr diesen Abend euch mit dem beschäftigt habt, was meinem armen Bruder Noth thut, morgen wieder kommen werdet, um hier euer gutes Werk von neuem vorzunehmen."

Die alte Heilige verließ den Chan, zum Theil getröstet über das vom Kadi an sie ergangene Verbot: „Ich lobe mir," sprach sie auf dem Heimwege bei sich selber, „einen Armenischen Kaufmann! Diese Leute haben doch noch eine gründliche Religion und wissen die Tugend zu ehren, wie es ihr gebührt."

---

*) Die Arabischen Frauen machen sich kleine schwarze Flecke im Gesicht: unsere taftenen Schönpflästerchen kamen aus Arabien.

Sie stellte sich am folgenden Tage noch vor der Zeit ein, und wurde nur um so freundlicher empfangen. Die Gebete wurden mit verdoppeltem Eifer und ausgezeichneter Inbrunst wiederholt.

„Mein armer Bruder!“ sagte von Zeit zu Zeit der Armenier mit gerührter Stimme: „ich hätte nimmer erwartet in einer wegen ihrer Sitten so verrufenen Stadt, wie Damask, solchen Trost zu finden!“

Hamène verdoppelte bei diesen Worten, die ihr nicht entgingen, ihre Gebärden der Frömmigkeit.

Aber die Stunde des Mittagessens kam; es war noch erlesener, als gestern. Gegen das Ende hatte ein vierschrötiger Sklave die Unbedachtsamkeit, eine Flasche Wein auf den Tisch zu setzen.

„Iladsch-Kadahè,“ sagte sein Herr zu ihm, „du setzest die Ehrfurcht aus den Augen, du gibst der heiligen Frau ein Aergernis.“

Der Afrikaner that, als ob er die Flasche wieder wegnehmen wollte; meine Urgroßmutter aber sagte zu ihm:

„Nein, laßt sie nur stehen, fremder Herr; wehe dem, der Aergernis nimmt! Das Verbot Mahomeds betrifft nicht Leute von eurem Alter, sondern nur solche, die von ungezügelten Leidenschaften aufbrausen. Mein Arzt hat mir den Wein als Arzenei verordnet, seitdem ich an Magenschwäche leide: aber ich würde

ihn zur Zeit des Ramasan *) nicht anrühren, und sollte ich auch davon des Todes sein; denn zu jener Zeit ist es besser, zu sterben, als die Fasten zu brechen."

„Ihr beruhiget mich, heilige Frau," sagte der Armenier, „und ich will mit euch davon trinken, in dem Vertrauen, nicht gegen die Vorschrift zu handeln. Ich bewundere, welch ein Gewinn es ist, mit unterrichteten Leuten zu leben, um sich von ungegründeten Bedenken zu befreien."

Vierhundert und acht und funfzigster Tag.

Während dieser Gespräche leerte man die Flasche, und aus Vorsicht wurde noch ein Glas trefflichen Brandweins hinzugefügt, um die Vorschriften des Arztes zu verstärken. Das Mahl währte länger als gestern, aber die Sitzung wurde auch doppelt bezahlt; denn die alte Heilige empfing vier Goldstücke, mit einer sehr freundlichen Einladung auf morgen.

Man kann leicht denken, daß meine Urgroßmutter mehr als pünktlich war, daß sie ihre Pflicht mit einer Inbrunst ohnegleichen erfüllte. Da sie täglich in der Art zu beten sich selber überbot, so blieb der Armenier auch nicht zurück in der Art ihrer Bewir-

*) Des Fasten-Monats.

thung, und Iladsch=Kadahé wurde nicht mehr gescholten, als er den Wein schon um die Mitte des Mahles aufsetzte.

Man sagte sich gegenseitig verbindliche Reden; und noch besser war das Ende davon, als der Armenier seine Börse aufthat und acht Goldstücke, anstatt der gestrigen viere, spendete. Nach abermaliger Einladung auf morgen, kehrte meine Urgroßmutter fast ganz verdreht heim.

„Aber," sagte sie bei sich selber, „es ist nicht anders möglich, dieser Mann muß in mich verliebt sein. . . . . Wenn er mich heiraten wollte . . . . Ei nun, ich würde ihn heiraten; es geschähe nicht meinetwegen, sondern um meiner Enkelinn Gutes zu thun."

Als sie am nächsten Tage wieder erschien, ihr kleines Amt zu verrichten, hatte sie ihre Kleidung sorgfältig gewählt und ihre auffallendsten Runzeln versteckt. Dem Armenier konnte nicht unbemerkt bleiben, welche Mühe man sich gegeben hatte, ihm zu gefallen; seine verbindlichen Reden, der Ueberfluß seiner Tafel, und sechzehn Goldstücke schienen von seiner Empfindung Zeugnis zu geben: aber es entschlüpfte ihm nichts von den Anträgen, welche man erwartete, endlich aus seinem Munde zu vernehmen.

Fünf Tage vergingen so, ohne daß von einer oder der andern Seite die geringste Veränderung in beider

Benehmen gegen einander vorging, außer in einem einzigen Stücke: weil nämlich die Güte des Mahles und die Goldstücke sich täglich verdoppelten, so wankte meine Urgroßmutter, der der Wein etwas in die Beine geschlagen war, unter der Summe, welche sie nach Hause schleppte.

Sie trat wie gewöhnlich zu ihrer Enkelinn herein, der sie ihr gutes Glück und ihre Hoffnungen nicht hatte verbergen können:

„Sieh," sprach sie zu ihr, „ob er mich nicht heiraten wird? nach und nach gibt er mir den Brautschatz, und es wird nicht lange mehr anstehen, so wirst du den Armenier zum Stiefgroßvater haben."

Ich habe meine Mutter manchmal mit meinem Vater über die Thorheiten lachen gehört, welche ihre Großmutter diesen Abend vornahm; was mich jetzt aber wundert, ist, daß sie alsdann hinzusetzten: „Und gleichwohl ist sie eine Heilige; ganz Damask sagt es; und sie hat es wohl bewährt, ihr Rosenkranz hat Wunder gethan."

Nach neun Tagen war die Rolle meiner Urgroßmutter beendigt; es war nun an dem vorgeblichen Armenier, die seinige zu spielen.

Als sie wieder in dem Chan erschien, kam er ihr mit erheitertem Antlitz entgegen und sagte zu ihr:

„Kommet, heilige Frau, den Lohn meiner Erkenntlichkeit zu empfangen; setzen wir uns: die An-

gelegenheit meines Bruders ist abgethan, Dank euren Gebeten.

Ich will euch nicht verhehlen," fuhr er fort, „daß ich, aus Besorgnis, euch zu große Schwierigkeiten bei diesem Unternehmen blicken zu laßen, euch Umstände verschwiegen habe, welche sehr schmerzlich für mich waren: denn in drei auf einander folgenden Träumen war mir mein Bruder, mit Ketten belastet und von schrecklichen Qualen gepeinigt, erschienen.

Ohne daß ich wußte, welches Mittel ich ergreifen sollte, ihm Linderung zu verschaffen, wies eine geheime Stimme mich nach Damask. Ich glaubte, daß sie mich zu der großen Wallfahrt aufforderte: aber ich habe hier mehr gewonnen, als ich auf jener Reise finden konnte; und diese Nacht ist mir im deutlichsten Gesichte mein Bruder wieder erschienen, gekleidet in Linnen von unendlicher Feinheit und glänzender Weiße; euer Rosenkranz bildete einen Heiligenschein um sein Haupt, und die Kugeln daran strahlten, wie eben so viel Sterne.

Fordert von meiner Erkenntlichkeit, heilige Frau, alles was ihr wollt. Der ganze Nachlaß meines Bruders ist euer: wir preisen uns glücklich, wenn wir uns dadurch mit dem Himmel abfinden können, dessen Werkzeug ihr seid." —

Meine Urgroßmuttee hat nachmals ihrer Enkelinn gestanden, daß sie bis dahin sich nicht geschmeichelt

hatte, so gut mit dem Himmel zu stehen: „Sieh,“ sagte sie zu ihr, „was es heißt, demüthig sein! man glaubt immer, zu wenig werth zu sein.“

Obwohl ein wenig betroffen über ihr gutes Glück, faßte sie jedoch bald den Entschluß, sich in alles, was ihr davon auf Erden bescheert würde, so gut als möglich zu schicken; mit vergnügter Miene legte sie ihren Rosenkranz und ihren Schleier auf den Tisch, und sagte:

„Gott ist gütig, Herr, und er erweiset Gnade, wenn es ihm gefällt; die, welche euer Bruder empfangen hat, ist schon ein großer Theil meiner Belohnung: aber wir wollen uns zu Tische setzen, und uns über das besprechen, was sich weiter thun läßt.“

Es wurde köstlich gespeiset, und Iladsch-Kadahé wagte es, etliche Flaschen Wein auf den Tisch zu setzen, ohne deshalb gescholten zu werden. Meine Urgroßmutter aß und trank, und machte sich dabei so niedlich, als ihr immer möglich war; und es hat keinen Zweifel, daß ihr Wirth sich höchlich daran ergetzte, wie er sie so sich zieren sah. Aber der Augengenblick der gegenseitigen Erklärungen kam endlich, als der Tisch abgedeckt wurde.

Der Armenier faßte Haméné ehrerbietig bei beiden Händen, führte sie auf ein Sopha, und sprach zu ihr:

„Heilige Frau, zeiget mir nun ein Mittel, mich für die Verpflichtungen erkenntlich zu beweisen, welche ich gegen euch habe.“

„Aber,“ antwortete meine Urgroßmutter, „wenn das Alter ungefähr gleich ist, wenn die Gemüther übereinstimmen, wenn man dieselben Grundsätze hat...“ —

„Was wollt ihr mir zu verstehen geben, ehrwürdige Frau? Ihr vermehret noch mein Leidwesen. Ach! ohne Zweifel wäre ich euch schon zuvorgekommen; aber vernehmet mein ganzes Unglück: als ich von dem unseligen Zustande, in welchem mein Bruder sich befand, unterrichtet wurde, und die Bestrafung, welche er sich zugezogen, seiner übermäßigen Frauenliebe zuschrieb, in Ansehung welcher ich mir selber Vorwürfe zu machen hatte, da that ich das Gelübde, wenn es mir gelänge, ihn von der Strafe zu befreien, mich niemals wieder zu vermählen.“

„Das ist freilich sehr ernsthaft,“ erwiederte meine Urgroßmutter: „aber auch hier gibt es Mittel; man wallfahrtet nach Mekka, um sich von einem solchen Gelübde entbinden zu laßen, und ohne Bedenken, wenn es darauf ankömmt, eine verständige Verbindung zu knüpfen....“

„Sehr verständig, ohne Zweifel,“ antwortete der Armenier. —

„Ich will euch begleiten.“ —

„Sammt eurem Rosenkranz; das ist nicht zu versäumen: aber unglücklicherweise ist vor einem Jahre nicht daran zu denken; denn eben erst ist die diesjährige Karavane abgereiset. Indessen, in Erwartung der

Karavane des nächsten Jahres, laßt sehen, meine theure Heilige, was ich sonst für euch thun kann." —

„Mich rächen helfen an den Fakiren, den Derwischen, ihren Oberhäuptern und dem Nakib." —

„Soll man euch etwa von all diesem Volk auf einmal befreien? Das würde zu sehr das Ansehen einer Vertilgung haben; und ich gebiete nicht nach meinem Gefallen über die Geißel der Pest. Jedoch wähnet nicht, daß ich die Rache misbillige; sie ist nothwendig für die Ruhe des Menschengeschlechts, und ich will es euch mit zwei Worten beweisen.

Würde nicht, wenn heute jedermann seinen Feind umbrächte, morgen alles in Frieden auf Erden sein? und wahrlich, es ist nichts andres zu wünschen, als das. Auch gedenke ich nicht, wenn ich es vermag, eurer Feinde zu schonen: aber es ist eine heilsame Lehre, derjenigen zu schonen, die nicht gefährlich sind; überdieß bedarf ich, um euch einen solchen Dienst zu leisten, einiger Zeit, bis ich heimkehre. Doch laßt sehen, ob es mir nicht möglich ist, etwas für euch zu thun, das nur euch selber betrifft. Solltet ihr keine Kinder haben?"

„Leider, Herr, ist mir nur noch eine Enkelinn übrig." —

„Wie alt ist sie?" —

„Sechzehn Jahre." —

„Sechzehn Jahre! das ist ein schönes Alter; sie muß nach euch schlachten, reizend sein.“ —

„Ihr seid sehr gütig: aber die Wahrheit zu sagen, kein Auge möchte auf Erden noch eine erblicken, die ihr an Schönheit und Sittsamkeit gleich käme.“

Vierhundert und neun und funfzigster Tag.

Der Kaufmann stand ruhig vom Sopha auf, stieg auf eine Leiter, nahm eine sehr hoch stehende Schachtel herunter, öffnete sie, und zog daraus ein Halsband von Perlen hervor, welche durch ihr Wasser, ihre Gestalt und Gleichheit von unschätzbarem Werthe waren.

„Hier ist,“ sprach er, „ein Rosenkranz für eure schöne und fromme Enkelinn; berühret ihn mit dem eurigen, um ihm Werth mitzutheilen, dann wollen wir hingehen und ihn ihr bringen.“

Haménè, Wittwe eines Kaufmanns, der mit Perlen gehandelt hatte, sah ein Geschenk vor sich, welches einer Königinn würdig gewesen wäre; sie bedachte, daß ein Mann, der ihr ein Geschenk von solchem Werthe gab, für ein Mädchen, welches er nicht einmal kannte, auf die er also keine Absicht haben konnte, nicht anstehen würde, die Reise nach Mekka zu machen. Die Freude funkelte in ihren Blicken.

„So kommt," sagte sie; „ihr bietet eure Gaben auf eine so freundliche Weise, daß es nicht möglich ist, euch etwas abzuschlagen. Ihr werdet der erste Mann sein, der meine liebe kleine Yatissa gesehen hat."

Es ist unnöthig, das Benehmen des Armeniers in dem Hause meiner Urgroßmutter zu schildern. Er überhäufte Haméné und ihre Enkelinn mit Ehrenbezeigungen und Artigkeiten; er bezauberte beide, und er kehrte nicht eher heim, als bis er meine Urgroßmutter eingeladen hatte, den folgenden Tag bei ihm zuzubringen.

Die Alte nahm mit Freuden eine Einladung an, schon als Abschlag auf die künftige Wallfahrt. Sie versäumte nicht, sich bei guter Zeit einzufinden; der Armenier schloß eben einen Juweelen-Handel ab.

„Ich bin zu euren Diensten, ehrwürdige Frau," sagte er zu ihr, entließ augenblicklich die Kaufleute und machte seine Kästchen zu. Darauf wandte er sich zu seinem ersten Sklaven und sagte zu ihm:

„Iladsch-Kadahé, du wirst wissen, daß wenn diese ehrwürdige Frau hier ist, kein Ueberlästiger mich stören darf."

Sie setzten sich auf das Sopha: „Ihr habt mir," sprach der Armenier zu meiner Urgroßmutter, „die Bekanntschaft eines reizenden Wesens verschafft. Ich hege dieselben Gesinnungen gegen eure Enkelinn, wie gegen euch; der Gedanke, ihr Glück zu machen, ist

mir die ganze Nacht durch den Kopf gegangen, und nach Tische will ich euch alle meine Entwürfe mittheilen."

Die Hoffnungen, welche eine solche Anrede in Haméné's Herzen erregte, war geeignet, ihr Heiterkeit und Eßlust mitzutheilen: auch ließ sie beides glänzen, jedoch mit einer gewissen Ungeduld, den Tisch aufgehoben zu sehen.

„Laßt uns auf unsre Enkelinn zurückkommen," sprach der Armenier: „wißt ihr wohl, daß das ein Bissen für den einzigen Sohn eines Königs wäre?"

„Wahrlich," erwiederte sie, „ich glaube es wohl: aber die Könige müßen schon darauf Verzicht thun, weil wir uns nicht bis zu ihnen erheben können." —

„Und doch! meine gute Heilige, ich habe mehr Hülfsmittel, als ihr euch einbildet. Eure Anstrengungen richten sich gegen den Himmel, ich dagegen vermag etwas auf Erden: was gäbet ihr mir wohl, wenn durch meine Vermittelung eure Enkelinn die Gemahlinn des Erben eines mächtigen Königs würde?" —

„Ich gäbe euch .... aber nach der Pilgerfahrt seid ihr ja Herr meines Leibes; ich habe also nichts mehr, als meine Seele euch zu geben."

„Eure Seele, meine gute Heilige! ich kenne sie, und nehme das Geschenk an, im Namen desjenigen, für den alles geschieht, was ich thue, dem ich alles verdanke, was ich besitze und was ich vermag: gebet

mir eine Kugel eures Rosenkranzes, ich habe sie alsbald durch eine andre ersetzt.... So, nun bin ich zufrieden, wir werden euch ganz und gar besitzen.

Nunmehr schlafet ruhig; eure Enkelinn gehört fortan uns beiden allein an. Ich reise ab, um unsere Angelegenheiten zu besorgen; ich erkläre mich jetzo nicht weiter über meine Entwürfe, aber ihr werdet mich nicht eher wiedersehen, als in dem Augenblicke, wo sie zur Reife gediehen sind."

Meine Urgroßmutter kam nach Hause, den Kopf voll so schmeichelhafter Hoffnungen, daß sie hätte närrisch werden mögen.

„Meine liebe Yatissa," sagte sie zu meiner Mutter, von welcher ich euch bald mehr erzählen werde, als bisher geschehen, „gib wohl Acht auf dich, iß kein grünes Obst, um nicht deine schöne Farbe zu verderben; lege zwei Kissen unter deine Arme, wenn du einschläfst, damit deine Hände hoch liegen und ihre Weiße behalten.

Ich werde dir morgen eine Salbe für deine Haare geben, wodurch sie wachsen sollen, wie das Gras vom Thaue des Mai's. Bilde dir ein, daß du einem Königssohne bestimmt bist; sieh, hier bringe ich dir ein Halsband, welches schöner ist, als das der Königinn von Damask; wir werden zusammen die Wallfahrt nach Mekka machen, und ich kann dich dahin reisen

laßen, wie eine Indische Prinzessinn, auf einem weißen Elephanten.

Sei recht fromm, mein Kind; verrichte gewissenhaft die fünf Gebete; bedenke, daß du dieß alles der Inbrunst der meinigen verdankest; und gib Acht, ob die Fakire, welche mich an denselben verhindern wollten, nicht noch dafür bestraft werden, wie sie es verdienen?...

Sie werden es, meine Tochter, darüber können wir ganz ruhig sein."

Sie sprach dieß alles in der Verwirrung, worin die Freude sie versetzte; darnach wiederholte sie alles noch umständlich.

Während dieser Unterhaltungen, die einige Tage dauerten, schloß der Armenische Kaufmann, nachdem er seine Rechnungen berichtigt, sein kleines Waarenlager, und reiste von Damask ab.

Damask ist eine Stadt, wo die Fremden von allen Seiten ab- und zuströmen. Während der Mann, von dem die Rede ist, sich durch eins der Thore daraus zu entfernen schien, kam ein andrer durch ein andres Thor herein, von noch ehrwürdigerem Ansehen, der jedoch nicht von der Beschaffenheit war, mit der Heiligen von Damask in Verbindung zu stehen: es war ein Jüdischer Rabbin; man erkannte ihn an seinem bis an die Schläfe geschorenen Kopf, an dem

großen Thaleb, *) welcher denselben bedeckte und bis auf die Schultern herab hing; seine Haare, die er über den Ohren lang hatte wachsen laßen, fielen auf seine Brust herab, und vermischten sich mit einem Bart, der, weiß wie sie, ihm bis auf den Leib reichte; ein Kameel, von einem Mohren von ungewöhnlicher Größe geführt, trug mit abgemessenen Schritten diesen ehrwürdigen Mann.

Sobald er innerhalb der Stadtthore war, sprach er zu dem Schwarzen:

„Iladsch-Kabahé, frage, wo der Herr Samuel wohnt, der Schatzmeister des Königs von Damask."

Vierhundert und sechzigster Tag.

Samuel war ein Jude, welchen der König zum Obereinnehmer aller seiner Einkünfte bestellt hatte; die Wohnung eines so wichtigen Mannes konnte also niemand unbekannt sein, und der Rabbin hielt bald vor der ihm bezeichneten Thüre.

*) Thaleb heißt ein Stück Zeug, womit die Jüdischen Rabbinen ihren Kopf bedecken, anstatt des Turbans oder Hutes.

„Iladsch-Kadahé, geh und melde dem Juden Samuel, daß Ben-Moses, der demüthige Diener der Synagoge von Saphad, *) sein Bruder, die Heerde von Damask auf einige Tage besuchen will; bitte ihn um Herberge."

Samuel stürzte sogleich aus seinem Hause hervor, um eine Ehre anzunehmen, auf welche Anspruch zu machen er sich nicht würdig geachtet hatte.

„Ich bin nicht zu dem Rabbin von Damask gekommen," sprach der von Saphadnora; „denn ich will hier keine Amtsverrichtungen vornehmen, noch die seinigen stören: die Aerzte haben mir zu meiner Gesundheit eine Reise verordnet; die treffliche Luft von Damask ist auf der ganzen Erde berühmt, und ich komme, sie einzuathmen, und mich hier von der Last meiner gewöhnlichen Arbeiten zu erholen; und dein guter Ruf hat mich vor allen zu dir hingezogen."

Der Schatzmeister war entzückt von der Gnade, welche ihm von dem ersten und vornehmsten aller Rabbinen der Erde widerfuhr; er vergaß, daß er ein Jude war, und machte großen Aufwand, um sich in den Stand zu setzen, einen Gast von solcher Wichtigkeit würdig zu bewirthen.

---

*) Der Rabbin von Saphad oder Kapharnaon ist der erste Rabbin der Welt.

Er versammelte die Vornehmsten seines Glaubens, um seinen Gast desto mehr zu ehren; einige unter ihnen erinnerten sich, ihn zu Saphadnora gesehen zu haben; keiner aber kannte ihn näher. Er stellte sich etwas angegriffen von den Beschwerden der Reise, sprach sehr wenig, aber angemessen, und bat seinen Wirth, ihm nur seine Gesellschaft allein zu schenken.

„Ich bin nicht her gekommen," sprach er zu ihm, „um meine Lungen anders anzustrengen, als auf Lustwanderungen; bringe mich nicht in den Fall, daß ich viel sprechen muß, besonders mit erhobener Stimme. Morgen wollen wir ausgehen; ich will meine kranken oder bedürftigen Brüder besuchen, ich habe etwas mitgebracht, sie zu erquicken.

Der Jude Samuel war gar nicht böse darüber, daß man ihm den Aufwand ersparte, und daß der in der Meinung der Hebräer angesehenste Mann sich mit seiner Gesellschaft begnügen wollte.

Du hast sehr viel Geschäfte," sagte sein ehrwürdiger Gast zu ihm; „laß dich ja nicht darin stören: du gibst mir einen von unseren Leuten mit, und der führt mich überall umher; denn ich will hier alles sehen."

Am Abend kam der Rabbin wieder nach Hause, und unterhielt sich mit Samuel von allem, was er den Tag über gethan und gesehen hatte. Dieser wünschte

nun Aufklärung einiger dunkelen Stellen des Talmuds zu haben, und Moses gab sie ihm sehr einleuchtend.

„Ich sehe hier schöne Dinge, ich verlange Aufschlüsse über vieles," sprach er zu seinem Wirthe; „ich werde dir Abschrift von allen den Bemerkungen geben, welche ich zu meinem und zu unserm gemeinsamen Nutzen aufzeichne; denn du weißt, daß wir unter die Menschen verstreut sind, wie ein fremdes und schädliches Korn, welches man überall auszurotten trachtet: wir müßen also gelegentlich etwas zu unsrer Vertheidigung haben, und können wir durch unsre Person nicht Achtung gebieten, so müßen wir uns durch unsre Einsicht furchtbar machen."

Samuel wußte nicht, was diese Bemerkungen enthalten möchten; er erfuhr es erst am Tage vor der Abreise des Rabbinen. Iladsch-Kadahé, der Führer seines Kameels, trat herein, sich Befehl wegen der Abreise zu holen.

„Morgen früh führst du das Kameel her," sagte er zu ihm. Hierauf wandte er sich zu dem Schatzmeister des Königs, zog unter seinem langen und faltigen Rock eine ansehnliche Rolle hervor, übergab sie ihm und sagte dabei:

„Hier ist die Geschichte der allgemeinen und besonderen Verwaltung eurer milden Stiftungen und Moscheen, an welchen unsere Brüder sehr geringen

Theil haben. Man würde ihrer gern gänzlich entrathen, wenn man anderswo wohlfeiler dazu kommen könnte: aber wenn die Unsrigen sich mit einem sehr geringen Gewinn begnügen, so haben sie Mittel genug, sich mancherlei Aufschlüsse über die Gewinne der Anderen zu verschaffen.

Ich übergebe dir hier einen Schatz für den König von Damask; versteht er ihn zu benutzen, so wird er der reichste König in Asien. Eure milden Stiftungen sind prächtig; die zu ihrer Unterhaltung bestimmten Reichthümer sind das erstaunlichste unter den bekannten Wirkungen der Begeisterung der Muselmänner für ihr Gesetz. Die Stiftung für die Aussätzigen *) hat allein so viel Einkünfte, daß man dreißig tausend Reiter davon unterhalten könnte: und gleichwohl ist die gesunde Luft und die Enthaltsamkeit die einzige Pflege, welche die Kranken darin finden, selbst die Kranken von den Karavanen, welche doch diese Stiftung besonders im Auge hatte! Alles wird gestohlen, verschleppt und schamlos von den Verwaltern und ihren Leuten unter sich getheilt. Du hast hier die klaren Beweise ihres Unterschleifs in Händen; hier sind die angeblichen Käufe, welche sie zum Schein abschließen, und die wirklichen Käufe, die ihren Beutel füllen.

*) Das Hospital der Aussätzigen, von Omar-il-Aschab, Mahomeds Nachfolger, gegründet; man erzählt Wunderdinge von den darin bewirkten Heilungen.

Ich habe nicht die Käufe aufgeführt, welche eben erst geschlossen sind, sondern die, welche den früheren Rechnungen beigefügt waren; nebst dem klaren Beweise des Vorschubs, welchen die Richter diesem Raube leisten, dessen Gewinn sie, wie man sieht, getheilt haben. Ilyatamé,*) die große Moschee, und die übrigen, sämmtlich so reich ausgestatteten Moscheen, werden nicht besser verwaltet; das wirst du hier sehen, so wie die Ursache, weshalb die Fakire und Derwische die Anzahl der Armen in einer Hauptstadt vermehren, wo es keinen Dürftigen geben müßte, dem die milden Stiftungen nicht das Nöthige gewährten.

Ein König, der die Betrüger bestrafte, und sie ihren Raub wieder ausspeien ließe, würde unermeßliche Reichthümer erwerben, und zugleich Gerechtigkeit handhaben; und wenn er die Einkünfte der Stiftungen durch uneigennützige Hände verwalten ließe, so könnte er, während er viermal mehr gutes thäte, als bisher, seine Einkünfte wenigstens verdoppeln; und die Karavanen würden seinen Ruhm bis jenseit der entlegensten Gebirge Armeniens ausbreiten."

*) So heißt die große, ebenfalls von Omar gestiftete Moschee.

Vierhundert und ein und sechzigster Tag.

Nachdem der vorgebliche Rabbin diese Rolle dem Samuel übergeben hatte, umarmte er ihn und sagte:

„Lebe wohl, mein Bruder; meine Heerde zu Saphad erwartet mich mit Ungeduld.“

Mittheilungen solcher Art dem Samuel machen, hieß seine Habgier erweitern. Er verschlang fast eine Denkschrift, welche so kurz, so gut abgefaßt und so bündig war, daß man sich nicht weigern konnte, den Gründen, worauf sie sich stützte, beizupflichten, wenn die Thatsachen, welche sie anführte, bewiesen waren; und sie waren es durch die eigenen Unterschriften der Schuldigen. Welche Reichthümer sollten nun in den königlichen Schatz fließen, dessen Verwaltung er hatte! Wie viel Güter sollten eingezogen werden, von welchen er seinen Theil zu erhalten sich schmeichelte! ungerechnet, was ihm der Einfluß abwerfen konnte, welchen er bei der neuen Verwaltung haben würde. Er hatte dabei selbst das Vergnügen, sich an einigen seiner Feinde zu rächen. Dem Hebräer schwindelte der Kopf. Sobald nun der König einige Unzufriedenheit über die Beschränktheit der Hülfsquellen seines Schatzes bezeugte, welche sich seinen großen Entwürfen in den Weg stellte, und ihn sogar nöthigte, bei seinen Belohnungen sparsam zu sein, so legte Samuel ihm das Gemälde und die Beweise der Veruntreuungen

vor, welche in der Hauptstadt vorgingen, und zeigte ihm, welche unermeßlichen Reichthümer er durch die Einrichtung einer neuen Verwaltung erwerben könnte.

Sineb-il-Murath, König von Damask, ließ sich leicht verführen und blenden. Er ließ die Betrüger vorfordern und gebot ihnen, Rechnung abzulegen; sie thaten es, auf den Grund der längst vorbereiteten falschen Belege: er hielt ihnen dagegen andere vor, welche sehr geschickte Hände, ohne ihr Wissen, ihren Mappen entnommen hatten.

Ihre Bestürzung bei Anblick dieser Beweisstücke verrieth sie; sie verstummten. Nun flogen die Köpfe, es hagelte Bastonnaden; in allen Winkeln von Damask wurden Reichthümer eingezogen, und Häuser geschleift. Die Gründe der vollstreckten Bestrafungen wurden an allen Straßenecken angeschlagen; die Kranken in den Krankenhäusern freuten sich darüber, so viel ihre vom Fasten ausgemergelten Leiber es zuließen; und das Volk, dem die Reichen stäts verhaßt sind, weidete sich an allen Demüthigungen, denen sie unterworfen wurden.

Meine Urgroßmutter hatte das Vergnügen, den Nakib, und die Oberhäupter der Fakire und Derwische mit in diesen Untergang verwickelt zu sehen; sie durchlief mit ihrem Rosenkranz die Straßen.

„Sehet," sprach sie zu allen, die ihr begegneten, „wie die Rache des Himmels auf die Bösen herab fällt,

welche die guten Seelen verhindern wollen, für die Todten zu beten! aber hütet euch wohl, für diejenigen zu beten, welche der König bestraft."

Der Jude Samuel frohlockte; er ließ ganze Wagen, mit Gold und kostbarem Geräth beladen, in den Schatz fahren: aber während dieser Zeit zog sich in Bagdad ein Gewitter zusammen, welches bald alle seine Entwürfe zertrümmern sollte.

Die Genossenschaften der Fakire und Derwische hatten ihre Klagen zu den Füßen des Chalyfen gebracht; unter den Geistlichen dieses letzten Ordens gab es sogar Prinzen; sie hatten von den Armen, welche sich, krank oder auch gesund, in den Krankenhäusern zu Bagdad befanden, eine Bittschrift unterzeichnen laßen. Die Bedrängten hatten ihre Unterschrift nicht verweigert; Männer von der höchsten Bedeutung hatten die ihrige hinzugefügt, und alle stellten nun vor, daß die prächtigen Stiftungen des heiligen Omar-il-Aschab zum Unterhalte der großen Moschee und der Krankenhäuser zu Grunde gingen, wenn ein König von Damask sich eigenmächtig des Rechts anmaßen könnte, über die Einkünfte zu verfügen, welche der heilige Chalif dazu bestimmt hätte; daß die Urkunde, wodurch sie gegründet worden, gegen denjenigen den Fluch ausspräche, der es wagte, die durch sie vorgeschriebene Verwaltung derselben zu verletzen, indem der Chalif allein das Recht hätte, sich von der

Verwaltung dieser Stiftungen Rechenschaft ablegen zu laßen, welche zu Gunsten aller Gläubigen auf Erden gemacht worden.

Diese Klage allein war vermögend, den König Sineb-il-Murath in große Verlegenheit zu bringen: aber sie mußte sein Haupt vollends in die größte Gefahr setzen, weil einer von seinen Verwandten die Tochter des Großvesyrs des Chalifen geheiratet hatte, und nun der Neuvermählte einer Krone bedurfte.

Bis dahin hatte Sineb-il-Murath nur überwiesene Schuldige bestrafen laßen; er hatte zwar weitere Schritte zur Ungebühr im Sinne, aber noch nicht ausgeführt. Er hatte von allem, was er gethan, Rechenschaft abgelegt: aber der Vesyr unterstützte nur die gegen ihn eingereichte Bittschrift und ließ seine Rechtfertigung ganz beiseite. Das Gewitter zog sich so drohend zusammen, daß Sineb-il-Muraths Untergang fast unvermeidlich schien. Seine Freunde in Bagdad setzten ihn davon in Kenntnis: aber wenn er jetzt auch in die Wüste entflohen wäre, so würden ihn seine Feinde, die ihn bewachten, auch dort von allen Seiten umstellt haben.

Alles war in Damask in Verwirrung; man hetzte das Volk gegen die Juden auf; und diese kamen und stellten den Schatzmeister Samuel deshalb zu Rede:

„Wer hat dich zu diesem Unternehmen bewogen?“ fragten sie ihn.

„Unser großer Rabbin von Saphad," antwortete er ihnen.

„Ei, ja doch!" erwiederten ihm die Juden: „ein solcher Mensch ist niemals in Damask gewesen: der Ober-Rabbin, wir wissen es, hat nie seinen Wohnort verlaßen, und du machst uns zum Schlachtopfer eines Betrügers."

Vierhundert und zwei und sechzigster Tag.

Während Samuel sich gegen diese Vorwürfe vertheidigte, schickte der König und ließ ihm, um den Volksaufstand so viel als möglich zu beschwichtigen, seinen Kopf abfordern: aber dieses Opfer vermochte den Fürsten noch nicht zu beruhigen, als plötzlich meine Urgroßmutter in den Palast gelaufen kam und, mit ihrem kostbaren Rosenkranz um den Hals, sich dem Könige zu Füßen warf.

Aber ich muß euch, meine Prinzen, zuvor erklären, welcher Beweggrund die Heilige, die ich euch schon kennen gelehrt habe, zu den Füßen des bedrängten Fürsten führte.

Nachdem sie ihre fromme Wanderschaft um die Gräber gemacht, war sie frohlockend über die Hinrichtungen, welche an ihren Feinden vollstreckt worden, nach Hause gekommen. Sie hatte eben ihren großen Schleier abgenommen, ihren Koran auf den Tisch ge-

legt, und wollte ihren Rosenkranz dazu legen, als sie ihren Pilger eintreten sah:

„Schon zurück?“ fragte sie ihn. —

„Ja, der Eifer und das Verlangen, euch zu dienen, und die Gelegenheit, welche sich dazu bietet, führen mich schon wieder her. Leget euern Rosenkranz nicht ab, meine Heilige, wir bedürfen bald noch seiner. Erlaubet, daß ich mit der Scheere ein kleines Ende von der Schnur abschneide, worauf er gezogen ist; ihr werdet sehen, daß alles, was gut an sich ist, auch seinen Nutzen hat. Setzen wir uns und reden weiter davon.

Der König von Damask ist verloren, wenn ihr ihm nicht zu Hülfe eilet: aber unter der Bedingung, wenn er seinen Sohn zum Gemahl eurer Enkelinn machen will, so könnt ihr ihm seinen Kopf und seine Krone verbürgen, und daß er an seinen Feinden vollständig soll gerochen werden.“

„Und worauf hin sollte ich ihm diese Zusicherung geben?“ fragte meine Urgroßmutter.

„Ihr müßt folgende Wendung dabei nehmen: er habe euch an euren Feinden, dem Nakib und den Oberhäuptern der Fakire und Derwische gerochen, und der Himmel habe euch zu erkennen gegeben, daß er euch dazu erkoren, ihn an den seinignn zu rächen.

Meine Gebete, Herr,“ müßt ihr sagen, „und vor allen mein Rosenkranz, den ihr hier sehet, sind das

Mittel dazu; dieß ist ein Zeughaus niederschmetternder Waffen gegen alle diejenigen, die euch zu schaden trachten. Ich laße ihn in den Händen Euer Majestät; setzet auf alle Kugeln desselben euer Siegel, und laßt ihn zehn Fuß tief unter die Erde vergraben und ihn mit einer eben so dicken Mauer bedecken: und wenn ich morgen nicht wieder mit demselben um den Hals vor euch erscheine, so laßt mich ins Narrenhaus sperren.

Wenn ich ihn aber wieder her bringe, ohne daß eine Kugel daran fehlt, und ihr mir eine freundliche Bitte, welche ich an euch thun werde, nicht versaget, so verbürge ich euch mit meinem Kopfe, daß die Wohlfahrt eurer Herrschaft selbst eure Hoffnungen übertreffen wird.

Das ist alles, was ihr zu thun und zu sagen habt; gehet dreist hin, meine gute Heilige; ich bleibe zum Pfande hier in eurem Hause; schließet mich ein; und wenn man euch als eine Verrückte behandelt, so leiste ich euch Gesellschaft."

In Folge dieser Aufmunterung war nun meine Urgroßmutter gekommen und hatte sich Sineb-il-Murath zu Füßen geworfen. Sie befolgte hier Schritt für Schritt die ihr gegebene Vorschrift. Der König, von Unruhe geängstigt, ging gern dem schwachen Schimmer von Hoffnung nach, der sich ihm zeigte; er nahm den Rosenkranz, begab sich damit in ein ab-

gelegenes Gemach, und hier bemühte er sich, auf jeder Kugel mit der Spitze seines Dolchs seltsame Zeichen einzuritzen.

Dieß war am Abend sein Geschäft, welches er damit endigte, daß er das ihm zurückgelaßene Pfand in ein goldenes Kästchen verschloß, welches mit drei Stahlschlössern verwahrt war und neben seinem Bette stand, wo es ihm nicht aus dem Gesichte kommen sollte.

Während dieser Zeit hatten der Pilger und die Pilgerinn sich zu einem sehr guten Abendessen niedergesetzt. Iladsch-Kadahé, der unzertrennliche Gefährte seines Herrn, hatte dafür gesorgt. Meine Mutter Yatissa wurde dazu gezogen, und der Armenier benahm sich so artig gegen sie, daß sie, wie ich sie nachmals sagen hörte, nicht begreifen konnte, wie ein Mann von so vielen Verdiensten, dem Anscheine nach, sich durch die Liebe zu einer so alten Frau, wie unsere Großmutter, konnte bethören laßen, und meinte, der Geruch der Heiligkeit müßte alle andere Rücksichten überwogen haben.

Als das Mahl geendigt war, stand der Armenier auf, und sagte zu meiner Urgroßmutter:

„Meine ehrwürdige Frau, wir haben hier noch ein kleines Werk zu verrichten, um unsere Angelegenheiten zu fördern; wir wollen deshalb unser Kind nicht entfernen.

Man sucht den Kindern gewöhnlich die Gegenstände zu entziehen, welche ihre Fassungskraft übersteigen mögen: meine Weise aber ist es, sie so viel als möglich damit vertraut zu machen. Unsre schöne Patissa ist verständig: aber ich möchte sie lieber fürwitzig als unwissend sehen. — Bringet," fuhr er fort, „ein Kohlenbecken her; ihr werdet wohl etwas Räucherwerk hier haben, nehmet davon eine Zange voll, werfet es in die Glut mit dem abgeschnittenen Stücke von der Schnur des Rosenkranzes, welches ich euch aufbewahren hieß, und sprechet ganz laut und fest: „Im Namen desjenigen, der hier alles wirkt, zum beßten unserer Absichten, gebiete ich, daß mein Rosenkranz von dort, wo er sich befindet, wieder zu mir her komme!"

Indem Haméné diese Worte aussprach, deren Sinn wir alle hier verstehen, umhüllte sie rings der aufsteigende Rauch: sobald sich derselbe zerstreute, erblickte man den Rosenkranz wieder an ihrem Halse.

Der Armenier machte ihr die Zeichen bemerklich, welche der König darauf gemacht hatte, um ihn desto sicherer wieder zu erkennen. „Sehet," sprach er zu meiner Urgroßmutter, „wie alle Vorkehrungen zu unsern Gunsten ausschlagen: ihr seid nun ausgerüstet, euern Fürsten gegen Alle und Jede zu vertheidigen. Morgen früh müßt ihr hin eilen, bevor er aufgestan-

den ist, ohne daß ihr befürchten dürfet, seinen Schlaf zu stören; denn er schläft nicht. Ihr müßt euch dann kurz fassen, mit folgenden Worten:

„Mein Rosenkranz, den ihr hier sehet, könnte alle eure Feinde erdrosseln; Mahomed würde ihn den Rachegeistern in die Hände geben: aber ihr müßt mit Ruhm aus einer mit Gerechtigkeit begonnenen Unternehmung hervorgehen. Eure Hand ist schwer auf einen Haufen Betrüger und Räuber niedergefallen: wollet ihr nunmehr in Frieden über Damask herrschen und eure Krone auf eure Nachfolger vererben?"

Er wird ohne Zweifel sagen, daß er dieß wünsche, und ihr fahret dann fort:

„Ich strenge alle meine Kräfte an, euch zu dienen; ich will die Krone euch und eurer Nachkommenschaft versichern: dafür hoffe ich aber, werdet ihr mir eine Bitte nicht versagen, nämlich, eurem Sohne meine Enkelinn Yatissa, die schönste und sittsamste aller Jungfrauen in Damask, zur Gattinn zu geben? Schikket den Obersten eurer Verschnittenen nach meinem Hause: man wird dort einen ehrwürdigen Greis finden, der unser Verwandter ist. Der Oberste der Verschnittenen soll meine Tochter abholen und sie verschleiert in einer Sänfte herbringen; und der Verwandte soll die Erlaubnis haben, ihr zu folgen. Zu gleicher Zeit laßt den Kadi holen: und wenn unsere Kinder sich gegenseitig gefallen, so ist alles abgethan.

Aber die Sache ist zu ernsthaft für mich, als daß ich mich darauf einlaßen könnte, ohne diesen Vortheil davon zu haben."

Vergesset nichts von dem was ich euch gesagt habe," fuhr der Armenier zu meiner Urgroßmutter fort; „und befehlet, daß man in eurer Abwesenheit mich in euer Haus einlaße, wenn ich es nöthig habe."

Vierhundert und drei und sechzigster Tag.

Die Alte führte glücklich alles aus, was ihr aufgetragen war. Sineb-il-Murath, voll Erstaunen, sie am nächsten Morgen mit demselben Rosenkranze erscheinen zu sehen, den er gezeichnet und unter drei Schlösser verwahrt hatte, warf abwechselnd einen Blick auf dieß wundersame Halsband und auf das Kästchen, worin er es verschlossen.

Dieß Wunder bestimmte ihn, sich in allem der Heiligen von Damask zu überlaßen, gegen welche er bisher eben nicht die größte Verehrung gehegt hatte; denn er konnte seinen Feinden und den Neidern seiner Krone nur durch ein Wunder entrinnen.

Er ging demnach auf alle Erbietungen ein, die ihm gemacht wurden, so wie auf den Preis, den man dafür forderte. Der Verschnittene kam in feierlichem Aufzuge meine Mutter Yatissa abzuholen, deren

Anblick vollends jeden Schein von Bedenken hob. Sie trug am Halse ihren prächtigen Perlenschmuck, und wie sie aus der Sänfte stieg und den Fuß auf die ersten Stufen des Palasts setzte, gab ihre hohe Gestalt, obschon mit einem Schleier bedeckt, ihr das Ansehen, als wenn sie von einem Throne herabstiege, um sich auf einen andern zu setzen.

Der Kadi verrichtete sein Amt; man bekleidete den Armenier mit einem Pelze; und so war die Vermählung geschlossen. Die Umstände erlaubten nicht, sie mit Gepränge zu vollziehen, noch mit Festen zu feiern. Aber während die jungen Gatten auf einem Sopha neben dem Könige Bekanntschaft mit einander machten, und man an einer Tafel den Kadi und die Zeugen bewirthete, unterhielten sich der Pilger und die Pilgerinn in einem Fenster.

„Ihr seht jetzo," sprach er, „die Angelegenheit eurer Enkelinn beendigt: ich übernehme nunmehr die Sache des Königs von Damask; ihr werdet aus der Folge sehen, daß ich euch alle wie meine Blutsfreunde behandle: aber wir, wir beide, haben uns noch nicht dabei bedacht; sollten wir so thöricht sein, uns zu vergessen?

Bei der Heimkehr von unsrer Pilgerfahrt werden wir sehr alt sein, und folglich ohne Kinder und ohne Trost: thut deshalb, was ich euch sage. Wenn die jungen Gatten im Bette liegen, so werfet ihnen bei-

den euern Rosenkranz über den Kopf und sprechet dabei:

„Meine geliebten Kinder, ich verbinde euch mit einander und mit uns durch das, was unser aller Glück gemacht hat: gewährt mir eine Bitte; schenket mir und demjenigen, dem ich mich ergeben habe, das erste männliche Kind, welches aus eurer Ehe geboren wird; ich bleibe hier, um es bei euch aufzuziehen."

Wenn sie nun eingewilligt haben, so umarmet sie, und kommet und saget es mir; denn dieses nur liegt mir noch am Herzen, und demnächst die Pilgerschaft."

Meine Urgroßmutter war weit entfernt, etwas zu verweigern, was ihr von dem Manne befohlen wurde, der sie seinem Willen so völlig unterworfen hatte; und mein Vater und meine Mutter, als sie in der unseligen Schlinge des Rosenkranzes gefangen waren, versprachen alles mit den Worten, die ihre Aeltermutter ihnen vorsagte.

Der Armenier hatte nun keine Geschäfte mehr in Damask; es war zu erwarten, daß er verschwinden würde: aber er nahm nur eine andre Gestalt an, und wir werden ihn bald wieder auftreten sehen.

Während zu Damask eine sehr stille Hochzeit gefeiert wurde, arbeitete der Großvesyr in Bagdad an dem Untergange des Königs Sineb-il-Murath. Der

diesem Fürsten bestimmte Nachfolger bereitete sich schon zur Abreise; als Ueberbringer des Firmans, *) welcher denjenigen verurtheilte, dessen Stelle er einnehmen sollte, sollte er von der Hälfte der Leibwache des Chalyfen begleitet werden. Niemand sprach zu Gunsten Sineb-il-Muraths, und er hatte in Bagdad alle gegen sich, von dem Mufti bis zu den Müesins; **) von dem Oberhaupte der Polizei bis zu dessen niedrigsten Beamten.

Der Chalyf, sonst ein Herr von ruhiger Gemüthsart, und geneigt zur Billigkeit, ließ sich von der Gewalt der rings um ihn herrschenden Leidenschaften fortreißen. Zurückgezogen in das Innere seines Palasts, dessen kleine Angelegenheiten hinreichten, seine Aufmerksamkeit zu beschäftigen, bedurfte es stäts eines außerordentlichen Anlaßes, ihn zu erwecken, und ihm seine Thatkraft wieder zu geben.

Seine einzige Tochter war nicht sowohl krank, als hinwelkend; besonders mangelte es ihr an Eßlust.

„Aber, liebe Tochter," sprach ihr Vater zu ihr, „du solltest essen; sinne doch auf etwas, wozu du wohl Lust hättest."

---

*) Befehl des Chalyfen.

**) Die auf den Thürmen der Moscheen die Stunden des Gebets ausrufen.

„Das einzige, was ich zu essen vermöchte," antwortete sie, „wäre Karmut, und niemand kann mir einen Karmut verschaffen."

Indessen ließen die Lieferanten des Palasts in allen zehn Strömen *) die Netze auswerfen, ohne daß man den Fisch fangen konnte, auf welchen die Prinzessinn ein Gelüst hatte. Es war damals nicht die Jahreszeit, wo dieser Fisch in den Strömen herauf steigt, und die Erwartung der Lieferanten wurde immer getäuscht.

Da trafen sie am Ufer des Wassers einen großen Mann, der eine Angelruthe auf der Schulter trug und unverwandt auf den Strom schaute, als wenn er jede vorüber rauschende Welle zählte.

„Was machst du da?" sprachen sie zu ihm: „warum wirfst du deine Angel nicht ins Wasser?"

„Ich muß erst wissen," antwortete der Fischer, „welche Art Fische ihr verlanget: nicht alle beißen an einerlei Köder."

„Wir brauchen einen Karmut," antworteten die Hoflieferanten. —

„Wenn einer in dem Strome ist, so sollt ihr ihn haben: aber für wen ist dieser Fisch?"

---

*) Man hat die beiden Flüsse und den schönen Bach, welche die Gefilde von Bagdad bewässern, in zehn verschiedene Betten geleitet.

„Für die Tochter des Chalyfen, die Prinzessinn Sad=il=Draïde.“ —

„Wohlan, ich stecke den Köder an, und werfe die Angel aus, im Namen der Prinzessinn Sad=il=Draïde!“

Zwei Minuten darnach sah man das Wasser um die Angel aufrauschen: der Fischer zog die Schnur an, und brachte einen Karmut ans Land, den schönsten, so man jemals gesehen hatte. Die Lieferanten jauchzten bei diesem Anblick.

„Es darf euch nicht wundern,“ sagte der Fischer zu ihnen, „daß er so schön ist. Wenn es in dieser Jahreszeit noch einen Fisch dieser Gattung in dem Strome gibt, so ist das ein träger, der nur darauf denkt, sich zu mästen; daher sind solche immer köstlich, wenn man sie fangen kann.“

Die Lieferanten wollten den Fischer bezahlen. „Laßt nur,“ erwiederte er ihnen; „wenn die Prinzessinn noch einen essen will, so findet ihr mich morgen wieder hier; wir versuchen unser Glück nochmals, und wenn es mir gelingt, so bezahlt ihr mir beide zusammen.“

Die Palastbeamten, voll Freuden, ihrer Prinzessinn diese Befriedigung verschaffen zu können, gingen weg, ohne den Fischer zu bezahlen, und ohne zu bedenken, daß man nichts annehmen muß aus einer Hand,

welche man nicht kennt. Dieß ist ein Sprüchwort, welches mir meine Urgroßmutter oft wiederholte, indem sie zuweilen Reden führte, die klüger waren, als ihr Betragen.

Vierhundert und vier und sechzigster Tag.

Den Fischer betreffend, von welchem ich euch eben erzählt habe, meine Prinzen, so argwöhne ich gegenwärtig, daß er Eine Person ist mit dem Armenier und dem Rabbin Ben-Moses.

Er hatte kaum das Ufer des Stromes verlaßen, so trat er schon, da er ohne Zweifel alles zur neuen Vermummung bei der Hand hatte, in den Palast, fast zu gleicher Zeit mit dem Fische, welchen er verkauft hatte.

Er hatte jetzo die Gestalt eines Männleins, von einer mehr possierlichen, als angenehmen Gesichtsbildung, von leichtem und beweglichem Gliederbau; seine Haltung, seine Reden, sein ganzer Aufzug verkündigten einen von jenen gewandten Balsamträgern, welche den Karavanen folgen, und deren vornehmste Beschäftigung ist, durch ihre Taschenspielerkünste die Reisenden zu belustigen, und den Kameelen und anderen Lastthieren Arzeneien einzugeben.

Diese Leute verrichten oft in den abgelegenen Karavansereien Wunderdinge, oder vielmehr die Natur dient ihnen manchmal eben so gut, wie viel geschickteren Aerzten als sie.

Der Balsamkrämer, der die Welt kannte, drang vermittelst eines Goldstücks durch die Wache des äußersten Hofes des Palasts; im Umsehen hatte er ein schönes, aber haarschlechtiges Pferd geheilt, welches man nur zum Staat in dem Marstall behielt. Er beschnitt zweien Hunden die Ohren, zweien Katzen die Schwänze, und half einem Papagei, der die fallende Sucht hatte. Ein alter Verschnittener kam, und ließ sich drei Zahnstumpfen ausziehen; der Zahnbrecher hielt sie in der Hand, zeigte sie, und sagte dabei mit einem mehr als spaßhaften Ton:

„Wer hat noch dergleichen zu viel? ich ziehe sie aus: wem beliebt davon? ich habe Vorrath."

Als der Fisch, nachdem er dem Chalyfen gezeigt worden, in die Hände des Kochs überging, war der gewandte Marktschreier, vermittelst einer Menge kleiner Kunststücke, schon bis in den dritten Hof des Palasts gedrungen. Hier ward er auf der Stelle ein Gegenstand der Belustigung für die jungen Edelknaben; sie warfen alle Bälle nach ihm, womit sie eben spielten; er fing sie in der Luft auf und sammelte sie in seiner Mütze. Sie kamen heran und thaten als wollten sie die Bälle wieder von ihm nehmen, hefteten ihm aber

eine lange Feder hinten auf den Rücken. Das war sein Triumph: er nahm sich die Feder ab, stellte sie auf seine Nase, und ließ sie da im Gleichgewicht schweben, indem er umhertanzte und überall den Händen entschlüpfte, welche ihn festhalten wollten, und dabei die Bälle in seiner Mütze trug.

Das laute Gelächter, welches er erregte, erscholl bis in den Palast, wo sich zu gleicher Zeit der Ruf von seinen kleinen Kunststücken verbreitete. Ein schwarzer Verschnittener kam zu ihm heran, zupfte ihn beim Aermel, öffnete eine kleine Thüre, und ließ ihn in ein sauber eingerichtetes Gemach eintreten. Hier kam eine wohlgebildete und sehr gut gekleidete Sklavinn zu ihm, die noch einige Ansprüche auf Jugend machen konnte, und sagte zu ihm:

„Habt ihr etwa ganz fertige Gebisse von falschen Zähnen?"

„Ob ich dergleichen habe?" antwortete der Tausendkünstler; „es gibt keine dergleichen Hülfsmittel für Frauen, welche nicht in meinem Krame zu finden wären: aber euch, meine Schöne, scheint gar nichts zu mangeln." —

„Oh! ihr denkt, weil ich volle Wangen habe: aber ein Fluß hat mich um alle meine Zähne gebracht; das ist mir sehr verdrießlich; denn ich bin von Natur fröhlich, und jetzo wage ich nicht mehr zu lachen." —

„Ich will euch eure gute Laune und alle Anmuth derselben wieder verschaffen, sie soll durch zwei und dreißig aufgereihte Perlen hervor leuchten: laßt mich mit dem Finger in euern Mund fühlen. —

Oh! welches Glück! es ist kein einziger Stift stecken geblieben. Noch niemals hatte ich eine bessere Gelegenheit, Ehre einzulegen. Setzet euch.“

Hierauf zog er aus einer Schachtel drei oder vier Gebisse, wählte eins aus, und sagte:

„Dieß hier paßt gerade für euch. Als ich es verfertigte, dachte ich an einen so niedlichen Mund, als der eurige; ihr seht, daß ich zuweilen hübsche Gedanken habe.“

Indem er dieß sagte, befestigte er ihr mit geschickter Hand das Gebiß in dem Munde, welches durchaus für sie gemacht schien; und es war, als wenn es darin Wurzel gefaßt hätte, so fest schien es darin zu haften. Die Sklavinn nahm einen Spiegel, beschaute sich, und war entzückt:

„Wie,“ sprach sie, „und ich könnte auch damit essen?“

„Versuchet es nur, hier steht Obst und Kuchen auf dem Tische.“ —

„Aber .... wahrhaftig ich esse; ach! das ist köstlich. Ah! ich werde nimmer lachen, ohne an euch zu denken.“ —

„Das soll mich freuen; denn man denkt nicht immer mit Lachen an mich.“ —

„Ich bezahle euch jetzo nicht; denn ich will durchaus, daß ihr alsbald wieder hieher kommet.

Saget nur dem Verschnittenen an der Pforte, daß ihr zu Thalidé wollet; ich bin die erste Kammerfrau bei der Tochter des Chalyfen, und alle Pförtner sollen Befehl erhalten, euch zu mir einzulaßen.

Jetzt verlaße ich euch; denn meine Herrinn wird sich gleich zu Tische setzen, und ich muß gehen, sie zu bedienen.“

Es war auch nicht Geld, was der schlaue Zahnarzt verlangte, er wollte nur Zutritt in den innern Palast: jetzo sollte er ihn haben, man sollte bald nach ihm verlangen; aber das war ihm noch nicht genug, er mußte auch noch auf sich warten laßen.

Als Thalidé wieder zu ihrer jungen Gebieterinn kam, trug man ihr das Mittagsmahl auf, und der Karmut stand auf dem Tische. Die Sklavinnen erzählten der Prinzessinn die Späße des possierlichen Arztes, welche am Morgen die Jugend im Palast belustigt hatten. Als Thalidé, die gerade ihrer Gebieterinn gegenüber stand, von dem Schweben der großen Feder auf der Nasenspitze hörte, brach sie in ein so unmäßiges Gelächter aus, daß es ihr Gelegenheit gab,

auf einmal den ganzen Reichthum glänzen zu laßen, womit ihr Mund eben erst geschmückt war.

„Was ist das, Thalidé?" sagte die Prinzessinn; „sind dir diese Nacht die Zähne wieder gewachsen?"

„Das ist mir nicht über Nacht geschehen, Herrinn, sondern am Tage." —

„Komm her; wie! das sind ja wirkliche Zähne; beiß einmal auf meine Fingerspitze.... Wahrhaftig, sie machen sich sehr fühlbar; das ist außerordentlich: erkläre mir, wie ist es damit zugegangen?" —

„Derselbe Mann, über den man sich lustig machte, Herrinn, hat mir in einem Augenblick dieses Geschenk gemacht; es sitzt ein wenig fester, als die Feder, welche man ihm auf die Schulter geheftet hatte."

Die Neugierde der Prinzessinn hätte sie ohne Zweifel noch weiter geführt, aber eine Gräte des Fisches, welchen sie köstlich fand, und von welchem sie mit zu großer Begier aß, blieb ihr in der Kehle stecken, und sie war genöthigt, vom Tische aufzustehen.

Anfangs machte die Natur selber alle Anstrengungen, um den fremdartigen Körper auszuwerfen, aber vergeblich. Hierauf wandte man allerlei kleine Mittel an, deren man sich bei solchen Zufällen zu bedienen pflegt, aber gleichfalls fruchtlos.

Vierhundert und fünf und sechzigster Tag.

Der verschnittene Wundarzt, zu Diensten der Prinzessinn, versuchte nun seine Geschicklichkeit, und dann seine Werkzeuge: aber er verursachte nur neue Schmerzen, und nicht die geringste Linderung.

Endlich kam der Chalyf selber, im Gefolge aller Hofärzte: aber vergeblich wurden die Hülfsmittel der Kunst erschöpft; der Chalyf sah sich in Gefahr, seine Tochter zu verlieren, und war untröstlich. Seine Gemahlinn, die Mutter der Sad-il-Draïde, vermehrte durch ihren unmäßigen Jammer noch die allgemeine Betrübnis über den verzweifelten Zustand der jungen und schönen Prinzessinn.

„Ach Gebieterinn," sprach Thalidé zur Gemahlinn des Chalyfen, „wenn nur der Zahnarzt hier wäre, der diesen Morgen her kam, und versprochen hat, nach Mittag wieder zu kommen, er würde alsbald unsrer theuren Prinzessinn geholfen und alle unsere Besorgnisse zerstreuet haben."

„Wie ist das wahrscheinlich, was du sagst, Thalidé?" erwiederte die trostlose Mutter: „versteht jener Mensch denn mehr, als alle Aerzte des Palasts, ja von ganz Bagdad, welche man hieher berufen hat? mit welchem Werkzeuge vermöchte er die Gräte zu fassen, wo sie steckt?" —

„Mit seiner Hand, Gebieterinn; sie ist so klein und niedlich, daß sie sich in einem Ei umdrehen könnte; er hat so feine Finger, daß sie sich wie ein Stückchen Seide in ein Nadelöhr einfädeln ließen, und seine Haut ist so weich, daß sie alles zu liebkosen scheint, was sie berührt: dieser Mensch muß gar keine Knochen haben.“

„Aber wo ist er?“ fragte die Sultaninn.

„Es sind vier Stunden,“ antwortete Thalidé, „seitdem er von hier weg gegangen ist; es ist ihm selber noch sehr daran gelegen, wieder her zu kommen: aber da man ihm den Eintritt in den Palast verwehren könnte, so will ich ihm entgegen gehen, um alle Hindernisse zu heben.“

Mit diesen Worten ging Thalidé nicht, sondern flog hinaus, und trat bald darnach wieder herein, mit dem Künstler an der Hand, der seine Geschicklichkeit bewähren sollte.

Es war wohl noch die leichte und schwanke Gestalt von heute Morgen; aber ihre Haltung war ernster geworden, und ihre Gesichtsbildung, weit entfernt, einen Ausdruck von Possierlichkeit zu haben, verkündigte einen verständigen Kopf.

„Ist dieser da,“ sagte der Chalyf zu Thalidé, „der Mann, von dem du gesprochen hast?“

„Ja,“ antwortete Thalidé; „er wird sie retten, ich hafte mit meinem Kopfe dafür.“

„Dieser Arzt, weil er denn einer ist, müßte selber mit seinem Kopfe dafür haften," versetzte der Chalyf.

„Herr," antwortete der Schützling Thalidé's, „mein Kopf ist für mich ein sehr ernsthaftes Ding, obgleich er vielen Leuten eures Hofes nur einem Schalksnarrn anzugehören schien. Euer Majestät erlaube, daß ich mich der Prinzessinn nähere, um zu sehen, wie tief die Fischgräte eingedrungen ist."

„Wenn du es gesehen hast," erwiederte der Chalyf, „wirst du auch wie alle die andern reden." —

„Beherrscher der Gläubigen, ich werde nur, wie ich selber reden; ich ahme niemand nach."

Nach dieser Antwort näherte sich der geschickte Mann der Prinzessinn, und betrachtete sie; einen Augenblick darnach kam er wieder zu dem Chalyfen, und sagte:

„Wenn ich dem mächtigsten Herrscher der Erde meinen Kopf verpfände, daß seine eine einzige Tochter in einem Augenblick hergestellt sein soll, darf ich da von eurer Gnade erwarten, daß ihr mir Kopf für Kopf bewilligt, und daß ich ein andres Haupt vom Tode rette, welches mir eben so theuer ist, wie das meinige?"

„Ja," rief der Chalyf aus, „und wenn es das Haupt eines Verbrechers wäre, der sich erfrecht hätte, die Hand gegen mich selber zu erheben."

„Wir sind weit entfernt," sagte der Wundarzt, „einem Verbrecher das Leben retten zu wollen. Aber das ist noch nicht alles, erhabener Fürst: wenn die Prinzessinn in einem Augenblicke von der Gräte befreit, zu gleicher Zeit ihre Frische, ihre Fröhlichkeit, ihre Eßlust wieder erhielte, wäre es da nicht statthaft, daß der Mann, dessen Erhaltung das Ziel meines Bestrebens ist, wieder in eure Gunst gelangte, wenn Ränke ihn daraus entfernt hätten, und ich den Beweis hievon führen könnte?"

„Ich weiß nicht," antwortete der Chalyf, „für wen du dich bei mir verwenden magst: aber heile meine Tochter, und ich verspreche dir alles." —

Ihr könnt euch mit mir wohl denken, meine Prinzen," unterbrach sich hier der Prinz von Damask, „daß es dem Tausendkünstler leicht war, die Fischgräte da wieder herauszuziehen, wo er selber sie hatte hinein fahren laßen; denn diesen Wundermann, der unter Gestalt eines Fischers den Karmut in den Palast geschafft hatte, darf man wohl in Verdacht haben, daß er durch seine Künste den Zufall hervor gerufen, welcher ihn in den Stand setzte, sich zu gleicher Zeit so geschickt und dienstfertig zu zeigen.

Im Augenblicke hatte er die Gräte in der Hand; es war, als wenn dieser fremde Körper ihm von selber entgegen gekommen wäre, so wenig Unbequemlichkeit empfand die Prinzessinn bei dem Herausziehen desselben.

Ein Glas Wasser, welches man eingeschenkt hatte, und einige Tropfen eines sehr heilkräftigen Safts vollendeten die schleunige Herstellung. Ein mit demselben Safte getränktes Linnentuch vertrieb die Geschwulst der Augenlieder und die Röthe der Augen, und gab der Haut ihre ganze Frische wieder.

Die Prinzessinn erschien schöner, als jemals; sie fühlte lebhaft ihre Eßlust wiederkehren, welche der Unfall vertrieben hatte. Thalidé frohlockte über den Erfolg ihres Schützlings; der Chalyf und die Fürstinn Mutter waren in Entzücken; die Hofärzte waren beschämt und entfernten sich; und Freudengeschrei erscholl durch den ganzen Palast.

Ein Mensch allein schien nicht berauscht; nämlich der Urheber dieses Kunststücks, welches alle Köpfe verdreht hatte. Er wartete ab, bis der Chalyf zu wiederholten Malen seine Tochter umarmt und ihr Glück gewünscht hatte, trat dann hervor und warf sich zu seinen Füßen, sobald er sah, daß er es thun konnte, ohne beschwerlich zu fallen.

„Beherrscher der Gläubigen!" sprach er zu ihm, „ihr seid mir die Begnadigung eines Menschen schuldig; sie wird eurer Gerechtigkeit nichts kosten, wenn Euer Majestät einen Blick auf die Rechtfertigung desjenigen zu werfen geruhet, welchen Ränke eurem ganzen Zorne ausgesetzt haben. Hier sind die Beweisstücke, von welchem eine Abschrift an euern Großvesyr

geschickt worden: aber dieser Minister wollte über den Thron von Damask schalten, um seinen Schwiegersohn damit zu bedenken. In der That, mein Gebieter, hat der König von Damask nur die ungetreuen Verwalter bestraft, welche die Einkünfte der milden Stiftungen unter sich theilten, die von frommen Muselmännern zur Unterstützung der Armen und zur Verherrlichung des Gottesdienstes gemacht sind. Er mußte sich der Rechnungsbücher einer betrügerischen Verwaltung bemächtigen, und die Verwalter absetzen, um alles wieder zur Ordnung zurückzuführen: diesen Augenblick hat man ergriffen, ihn zu verleumden. Ihr findet die Unterschriften derjenigen, die solches gewagt haben, mitten unter den Namen der vornehmsten Betrüger, in den Beweisstücken, deren Urschriften ich hier zu euern Füßen niederlege. Gerechtigkeit, großer Fürst, Gerechtigkeit meinem Herrn, dem Könige von Damask! Der niedrigste seiner Sklaven, der sich überglücklich fühlt, daß er euch zu dienen vermochte, kann auf keine andre Belohnung von euch Anspruch machen."

Vierhundert und sechs und sechzigster Tag.

Der Chalyf stand erstaunt da. Man hatte ihm einen Schalksnarrn angekündigt; und dieser Narr hatte ihn durch ein Wort zu binden gewußt. Er hatte die

Krone von Damask dem Schwiegersohne seines Vesyrs versprochen, und derjenige, der sie trug, konnte sie nur mit dem Leben verlieren: nun aber machte man ihm bemerklich, daß er solches zu voreilig gethan, und man übergab ihm die Urkunden, welche ihn davon überzeugen sollten. Er öffnete sie und durchlief sie. Er sah die empörenden Spitzbübereien, über welche man es nicht angemessen befunden hatte, ihn aufzuklären.

Er ging in sein Zimmer, und befahl demjenigen, der so eben seine Tochter hergestellt hatte, ihm zu folgen. Hier fragte er diesen Unbekannten nach seinem Namen.

„Herr,“ antwortete dieser, „ich heiße Bèkamar; ich bin Sklave und Wundarzt Sineb-il-Muraths.“ —

„Warum hat er dich hieher geschickt? und warum hat er Papiere von solcher Wichtigkeit seinem Wundarzte übergeben?“ —

„Mein Herr hat mich weder abgeschickt, noch mir die Papiere übergeben. Ich war zuvor Wundarzt bei einem Juden, namens Samuel; gegen diesen wiegelte man das Volk auf, und er sah, daß sein Kopf ein nothwendiges Opfer für die öffentliche Ruhe war: er übergab mir diese Denkschrift und diese Papiere. „Der König,“ sprach er zu mir, „hat die Abschriften davon; aber bewahre du diese Urschriften: sie könn-

ten ihm eines Tages noch nützlich werden." Als ich vernahm, daß die Feinde meines Herrn ihn bei Euer Majestät anschwärzten, beruhigte ich mich anfangs, und vertraute auf eure Gerechtigkeit und seine Unschuld: aber bald verriethen mir der Uebermuth und die Zuversichtlichkeit seiner Feinde, daß sie ihres Sieges über ihn gewiß wären.

Da begab ich mich hieher; ich spielte eine Rolle, welche mich in den Stand setzen konnte, überall hinzugelangen, um euch zu unterrichten. Sie hat mir das Glück verschafft, Euer Majestät nützlich zu sein; und wenn ich von euch erlange, daß mein gütiger Herr Sineb-il-Murath in eure Gunst hergestellt wird, so werde ich mich über mein Verdienst und über meine Hoffnungen belohnt achten."

„Békamar," sprach der Chalyf, „dein Herr ist glücklich, einen so gescheuten und so ergebenen Unterthanen zu haben, wie du bist. Wenn deine Anhänglichkeit dich nicht an seiner Seite festhielte, so würde ich dir an meinem Hofe alle die Vortheile anbieten, welche du dort vermissen möchtest. Fürchte nicht, daß ich auf die von Damask mir zugesandten Anklagen meine Entscheidung übereilen werde; denn ich will nicht eher den Ausspruch thun, als bis ich die Sache gründlich untersucht habe, dergestalt, daß ich meinen Divan von der Verderbnis säubern kann, welche darin eingeschlichen ist; und der König von Damask soll

erfahren, was du für ihn gethan hast. — Aber welche Anweisung soll ich dir auf meinen Schatzmeister geben?"

„Der kleinste der Ringe, welche Euer Majestät getragen haben, genügt mir," antwortete Békamar; „eine andre Belohnung würde meine Selbstzufriedenheit vermindern, daß ich euch einen Dienst zu leisten vermochte."

Der Chalif zog einen kostbaren Ring von seinem kleinen Finger, und reichte ihm denselben.

„O Beherrscher der Gläubigen," sprach Békamar, indem er sich tief verneigte, „ein minder schöner würde mich vollkommen belohnt haben: aber der hohe Werth des Geschenks zeigt mir den Gebrauch, welchen ich davon machen soll."

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Thalidé wartete auf ihn an der Thüre des Zimmers des Chalyfen, um ihm noch zu danken, sich mit ihm Glück zu wünschen, und noch nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen.

„Liebenswürdige Frau," sprach er zu ihr mit einem Tone, welcher nicht mehr jener des Zahnarztes war, „der Chalyf hat mir, nachdem er mir alles gewährt, was ich von ihm begehrte, noch ein Geschenk gemacht, um es derjenigen zuzustellen, welche in Wahrheit das Leben der Prinzessinn gerettet hat: und das seid ihr. Ich habe nur meine Hand dazu hergegeben: also gehört dieser Ring hier euch zu."

Während Thalidé noch die Pracht des Brillanten betrachtete, entschlüpfte der großmüthige Geber und begab sich in einen Winkel von Bagdad, den Verfolg der Ereignisse zu beobachten.

Der Großvesyr, seiner Unredlichkeit überwiesen, wurde enthauptet. Der Oberpförtner des Palasts wurde nach Damask abgefertigt mit den schmeichelhaftesten Beweisen für den König, und mit den Befehlen, alle die Schuldigen hinrichten zu laßen, die bisher noch verschont geblieben waren.

Ein besonderes Schreiben ertheilte der Geschicklichkeit und dem Eifer des Wundarztes Békamar tausend Lobsprüche. Der König von Damask konnte nicht errathen, wer dieser Mann sein möchte, von welchem der Abgesandte von Bagdad und sein Gefolge tausend Dinge erzählten, und an welchen zugleich ein, ohne Zweifel etwas zärtliches Briefchen von Thalidé mitkam, ohne daß man wußte, an wen man es abgeben sollte.

Mein Vater und meine Mutter unterhielten sich hierüber mit unserer Urgroßmutter. Diese kannte ihren Pilger noch nicht recht, und argwöhnte keinesweges, daß er mehr als Ein Gesicht hätte. Es wäre zu gefährlich für seine eigenen Absichten gewesen, wenn er ihr gezeigt hätte, was er vermochte.

Indessen sagte sie, wie aus Eingebung:

„Dieser Bèkamar, von dem der König euch erzählt, der Pilger, und ich, liebe Kinder, das ist alles eins. Hat der König nicht die Gunst des Chalyfen wieder erlangt? das mußte doch durch irgend eine Vermittelung geschehen; und der König sieht wohl, daß man, da er seine Pflicht gegen uns erfüllt hat, nichts mehr von ihm begehrt; man hat selbst nicht einmal das Geschenk des Chalyfen annehmen wollen. Das ist ein bedeutsamer Zug."

Vierhundert und sieben und sechzigster Tag.

Der König von Damask, seiner Feinde und seiner Furcht entledigt, und in dem Wahne, die Herstellung seines Glücks vor allen den Gebeten unsrer Großmutter zu verdanken, gab ihr eine Wohnung im Palast, in der Nähe seiner Enkelinn, und ließ sie, so viel ihr beliebte, den Leichenbegängnissen folgen, und hingehen und auf den Gräbern beten.

Sie verdoppelte in dieser Hinsicht ihren Eifer, nahm alles an, was man ihr gab, als wenn es ihr an allem gemangelt hätte, und vertheilte, was sie empfangen hatte, unter die Armen. Man drängte sich in den Straßen um die Heilige: dieser Triumph, und die Hoffnung, mit der nächsten Karavane nach Mekka zu wallfahrten, machte sie zur glückseligsten Frau von

der Welt. Sie machte jeden Tag einen Gang nach dem Chan, um die Rückkehr ihres Pilgers zu erspähen.

Meine Mutter ward schwanger und hatte eine sehr glückliche Niederkunft, deren Frucht ich war, aber ohne Zweifel unter dem Einfluß eines bösartigen Gestirns, weil ich schon bei meiner Geburt unserm arglistigen Feinde überliefert wurde. Meine Urgroßmutter wankte und murmelte stäts um meine Wiege her; sie war unverrückter dabei, als meine Amme.

Sie leitete mich, sobald ich die ersten Schritte machen konnte; sobald ich die Augen aufschlug, suchte sie dieselben durch angenehme Gegenstände zu zerstreuen, und mein Ohr durch Mährchen zu vergnügen. Kurz, sie bemächtigte sich meiner dergestalt, daß es unmöglich war, uns zu trennen.

Die Familie meines Vaters und meiner Mutter vermehrte sich alljährlich; sie wachten sorgfältig über die Erziehung meiner Brüder und meiner Schwestern; ich aber blieb ganz der Pflege meiner Urgroßmutter überlaßen. Diese selber lehrte mich lesen und schreiben; denn da sie gewohnt war, auf einzelnen Blättern Sprüche des Korans zu schreiben, so war sie dahin gelangt, die Schriftzüge mit großer Sauberkeit zu bilden.

Um diese Zeit nun hielt sie sich für Witwe:

„Wehe! mein armer Pilger!" sprach sie; „er war schon bejahrt, er wird sich zu sehr angestrengt haben!

— Du hast einen guten Großvater verloren, mein Kind, der dich gar schöne Dinge gelehrt hätte, dergleichen ich ihn habe verrichten sehen."

„Aber, Großmutter," erwiederte ich, „die Zauberer in den Mährchen, welche du mir erzählst, verrichten dergleichen: war er denn ein Zauberer?" —

„Die Zauberer lieben nicht auf so ehrbare Weise die Frauen, wie jener theure Mann mich liebte. Aus Ehrerbietung, mein Kind, hat er niemals die Spitzen meiner Finger berührt; überdieß machen die Leute, von denen du sprichst, keine Wallfahrt nach Mekka: sie wissen wohl, daß sie vom Koran verflucht sind."

Als ich alt genug war, meine Großmutter auf ihren Wanderungen zu begleiten, so stellte sie mich, wenn ich nicht bei ihr in dem Gewühle des Leichenzuges sein konnte, auf den Armen meiner Amme und unter dem Schutze zweier starken Sklaven, an einen Ort, wo ich bewundern konnte, wie sie den Schmerz nachzuahmen vermochte. Darnach führte sie mich auf den Grabstätten mit umher, und ließ mich ganz laut ihr Il-fathea und Il-kathmé *) nachbeten.

Ich hatte sehr wenig Aufmerksamkeit bei diesem Gepränge, da ich von Natur sehr flatterhaft war: aber zur Ermunterung erzählte sie mir, wenn wir nach Hause kamen, Mährchen, welche mir sehr gefie-

*) Vergl. Anm. zum 456. Tag.

len; und das ist die einzige Bildung, welche sie meinem Geiste zu geben vermochte. Uebrigens war sie nur liebreich gegen mich und gegen meine Mutter; wir konnten durchaus nicht Unrecht bei ihr haben: aber mit ihren eigenen Sklaven ging sie unbarmherzig um: da ich sie nun von dem Volke eine Heilige nennen hörte, so gab mir dieß einen gar seltsamen Begriff von der Heiligkeit.

Die Jahre kamen und führten endlich die Zeit herbei, wo meine Augen zum Theil über mein Schicksal geöffnet, und mein Vater und meine Mutter, ohne zu wissen durch wen, noch wie, dafür gestraft werden sollten, daß sie mich so thöricht hingegeben hatten, vorausgesetzt, daß diese Handlung von ihrer Seite völlig frei gewesen wäre.

Ich war beinahe funfzehn Jahre alt; weil ich an dem Hofe meines Großvaters als einer von jenen Prinzen betrachtet wurde, die sich dem Derwischstande weihen, so hängte sich niemand an mich, sondern man überließ mich ganz der Gesellschaft meiner Urgroßmutter.

Eines Tages, als ich mit ihr aus einer Grabstätte kam, welche wir beide allein betreten hatten, erschien uns etwas, das noch fürchterlicher war, als ein Gespenst: es war der Armenische Kaufmann, welchen ich nur aus der Schilderung meiner Urgroßmut-

ter kannte, aber dessen Aussehen und Gesichtsbildung mir so unheimlich vorkamen, als sein Bart weiß war.

Bei diesem Anblick war meine Urgroßmutter nahe daran, in Ohnmacht zu sinken: „Das ist ein Todter! das ist ein Todter!" rief sie aus.

„Nein, es ist kein Todter," erwiederte ihr der falsche Armenier, indem er sie unsanft beim Arme schüttelte: „du aber sollst gleich des Todes sein, wenn du dich nicht in Acht nimmst." —

„Ei, wo kömmst du her, du elender Bösewicht, nachdem du mich funfzehn Jahre hast warten laßen? Eine so tugendhafte Frau zu betrügen, wie ich bin!" —

„Schweig, rasende Heilige, oder ich klebe dir mit Einem Worte die Zunge an den Gaumen. Ich habe hier keine Zeit zu verlieren: ich komme, meinen Sohn abzuholen." —

„Deinen Sohn! wann hast du mich denn geheiratet, du Schaamloser, daß du ein Kind von mir haben solltest? Komm mit mir vor den Kadi und löse deine Verpflichtung gegen mich, dann sollst du das Kind haben."

„Ich dich heiraten, alte Närrinn! klapperdürres Gerippe! sprechendes Archiv des Alters der Erde! Schandmal der Schöpfung! Ausgeburt des Schlammes der Sündflut! Gib mir mein Kind." —

„Eher sollst du mein Leben haben, Bösewicht! Ich will dich hier ans Kreuz schlagen laßen, als ei-

nen Meuchelmörder gegen deinen angeblichen Sohn und gegen mich."

Mit diesen Worten schloß sie mich fest in ihre Arme. Der Schreck hatte mich unfähig gemacht, irgend ein Glied zu rühren. Plötzlich flammten die Blicke des Armeniers, sein Bart dampfte, und er gab meiner Urgroßmutter eine Maulschelle, welche uns beide zu Boden stürzte, ohne daß wir uns von einander getrennt hätten.

Bald nach unserm Falle öffne ich die Augen: meine Urgroßmutter ist in einen Weidenkorb verwandelt, lang genug, daß ich ausgestreckt darin liege; ihre Arme und Beine bilden Fesseln, welche mich darin festhalten; und ihr Rosenkranz, in zwei Hälften getheilt, macht die beiden Handhaben."

Vierhundert und acht und sechzigster Tag.

Unser Henkersknecht gab dem Korb einen Fußtritt mit solcher Gewalt, daß er wohl einen Berg fortgeschleudert hätte. Wir durchsausten die Luft, und kamen nicht eher daraus herab, als bis wir in den verhängnisvollen Brunnen gestürzt wurden. Ich erlitt bei dem Falle einen so fürchterlichen Stoß, daß alle Gliedmaßen meines Leibes davon zerschmettert waren:

aber man ließ mir das Bewußtsein, damit ich meine arme Urgroßmutter ganz blutig an einem Baume aufgehängt sähe, den Raben zum Fraße. Bald darauf sank ich in Ohnmacht. —

Ich glaube, meine theuern Unglücksgefährten, daß ich durch eine umständliche Erzählung aller der Leiden, welche dieses Ungeheuer mich erdulden ließ, nur die eurigen vermehren würde. Nachdem er mich hieher gebracht hatte, ließ er mich drei ganzer Wochen zwischen Leben und Tod schweben, wobei ich unsägliche Schmerzen litt von allen den Quetschungen, welche er selber mir an vielen Theilen meines Leibes verursacht hatte. Ich lag dem Anscheine nach ohne Empfindung da, ich konnte weder sprechen, noch die mindeste verständliche Gebärde machen. Er benutzte diese Zeit, um mich zu überreden, daß er mein wahrer Vater wäre, und mich nur den für mich so gefährlichen Leuten entrissen hätte, die mir eine so schlechte Erziehung gegeben und mir so falsche Grundsätze eingeprägt; mit Einem Worte, daß es nothwendig gewesen, mich so zu zermalmen, um mich ganz von neuem zu formen.

Er sagte alles bloß auf abgerissene Weise, als wenn er mit sich selber spräche; er mischte darein schmerzliches Bedauern des kläglichen Zustandes, worin er mich sähe. Uebrigens wachte er Tag und Nacht

bei mir, verband mich, und pflegte mich mit allem Anscheine der größten Zärtlichkeit. Aber es war ihm nicht möglich, mich dadurch zu täuschen; das Schicksal meiner armen Urgroßmutter hatte mich das Ungeheuer zu gut kennen gelehrt.

Ich habe aus den verschiedenen Erzählungen, welche ich hier gehört, wohl abnehmen können, daß ich allerdings eine sehr vernachläßigte Erziehung erhalten hatte; und in diesem Stücke habe ich ihm eine Art von Verpflichtung: ein angeborner Starrsinn, der nie bekämpft worden, ließ mich niemals von einer vorgefaßten Meinung zurückkommen; ebenso war ich ein Sklave meines Eigenwillens.

Ihr könnt euch nunmehr leicht vorstellen, wie ich, nachdem mein vorgeblicher Vater mich wieder ins Leben gerufen, und durch mancherlei scheinbar liebreiche, in der That aber allzumal schmerzliche Behandlungen geprüft hatte, all seiner anderweitigen Sorgfalt für mich entsprach. Ueberall ward es ihm unmöglich mich zu gewinnen: er liebkoste mir, und ich schmollte; er züchtigte mich, und ich war unempfindlich, weil ich zu viel gelitten hatte.

Er wollte mich zur Arbeit anhalten, ich wollte nichts thun: „Was habe ich nöthig," sprach ich, „rechnen zu lernen? Ich bin ein Königssohn, Andere werden schon für mich rechnen."

Er gab mir eine Maulschelle: „Gib mir eine noch stärkere,“ sagte ich; „behandle mich, wie du meine Urgroßmutter behandelt hast: erinnerst du dich ihrer nicht? warst du nicht ihr Pilger?“

Er hatte ohne Zweifel schon seinen Entschluß über mich gefaßt, denn unverzüglich antwortete er mir:

„Du läßt dir Gerechtigkeit widerfahren; du taugst nicht mehr, als sie, und du sollst auch ebenso behandelt werden.“

Mit diesen Worten gab er mir abermals eine Maulschelle, deren Folge eine Ohnmacht war, und diese benutzte er, mich in seine scheusliche Mordgrube schleppen zu laßen.

Ich vermag so wenig, als ihr, meine Prinzen, anzugeben, wie lange ich darin geschmachtet habe. Aber weil ich noch keinen Bart hatte, als ich hinein kam, und ich hier mit einem langen Bart erwacht bin, so muß mein Todesschlummer nicht kurz gewesen sein.

Ich sehe, daß er nichts über meine Geisteskräfte vermocht hat. Mein Gedächtnis hat mir zwar nur Bilder der Kindheit zurückgeführt; aber mein Geist hat aufgehört, sie anzusehen, wie ein Kind. Ihr habt hier keinen Vorgang erzählt, welcher nicht Nachdenken in mir erweckt hätte, und binnen zwei Stun=

den habt ihr mir die Erfahrung von sechs Jahren gegeben, welche ich hier mag zugebracht haben. Ich sehe nun, worin alle die Urheber unserer Tage gefehlt haben; und aus meinem Beispiele könnt ihr euch ihr Betragen erklären, wie ich euch noch das Benehmen meiner Urgroßmutter erklären will.

Sie wurde in einen Weidenkorb verwandelt; ich lag darin, ihre Arme und Beine waren meine Fesseln, und ihr Rosenkranz bildete die Handhaben des Korbes. Beim Anblick dieses Bildes wird es mir klar, daß meine Urgroßmutter mich mit gebundenen Füßen und Händen dem Mograby überliefert hat, und daß der Rosenkranz das Mittel dazu gewesen ist.

Die gute Frau murmelte beständig Worte und Sprüche. Das ist nicht bloßes Sprechen: es ist, wie ich sehe, nichts so gefährlich, als Zeichen zu machen und Worte auszusprechen, ohne zu wissen, was man thut, noch was man sagt.

Uebrigens, meine Prinzen, hat ein gemeinsames Unglück uns vereinigt; aber wir dürfen, nach dem was der Himmel schon für uns gethan hat, das Vertrauen hegen, daß er uns den Klauen unsers Wüthrichs entreißen wird, sollte dieser auch plötzlich mit all seiner Macht ausgerüstet hier erscheinen. Wenn wir alle sechs uns im Namen Mahomeds seinem Beginnen widersetzen, so hoffe ich, werden wir ihn schmählich zu-

rückschlagen: aber wir sind damit noch nicht gerochen, noch unsern Aeltern wiedergegeben; und darnach müßen wir doch alle trachten. Der Prinz Habed-il-Ruman hat uns gesagt, daß ein am Fuße gefesselter Hara ihn aufgefordert, uns zu Hülfe zu eilen. Wir müßen nunmehr uns beeilen, diesem wohlthätigen Rathgeber zu helfen, der uns vielleicht noch andere Aufklärungen geben kann, und der sich sicherlich mit uns gegen unsern gemeinschaftlichen Feind verbinden wird."

Habed-il-Ruman und die vier übrigen Prinzen folgten mit Vergnügen dem Rathe, welchen der Prinz von Damask ihnen hier gab. Sie gingen in die Wohnung des Mograby, traten in das große Vogelhaus, und umringten den Hara, der bei ihrem Anblicke mit den Flügeln schlug.

Sie wollten ihn von seinen Ketten befreien, der edelmüthige und im Unglück duldsam gewordene Vogel aber sagte:

„Das ist euch unmöglich; ich will aber gern meinen Zustand ertragen, wenn ihr mich nur aus diesem widerwärtigen Gefängnisse befreiet. Traget mich auf meiner Stange hinaus, und setzet euch mit mir an einem bequemeren Orte, wo ich durch Erzählung meiner Unfälle euch die sicheren Mitttel anzeigen kann, die Abwesenheit unsers Peinigers zu benutzen, um die uns bedrohenden Gefahren abzuwenden."

Die sechs Prinzen trugen den Hara mit sich hinaus nach dem Saale der Springbrunnen. Hier setzten sich Alle dem Vogel gegenüber, und dieser nahm nun das Wort und begann die Erzählung seiner eigenen Abenteuer.

Liebesgeschichte

des

Mograby mit Planeten-Schwester, *)

Tochter des Königs von Aegypten.

Vierhundert und neun und sechzigster Tag.

„Ich bin eine Frau und geborne Prinzessinn. Mein Vater war Beherrscher des mächtigen Königreichs Aegypten. Er herrschte mit Weisheit und Güte, war aber dem Götzendienste des Baal so ergeben, daß er seinen Schatz erschöpfte, um demselben in seinem eigenen Palast einen Tempel zu erbauen, dessen Pracht nicht seinesgleichen auf Erden hatte.

*) Im Arabischen Auheta-il-Kuakib.

Das riesengroße Bild der vermeintlichen Gottheit war ganz von Gold, mit Edelsteinen von unschätzbarem Werthe bedeckt, und seine Augen bestanden aus zwei in Diamanten gefaßten Karfunkeln. Täglich wurde der Altar des Baal durch frische Blutopfer besudelt.

Ich war das einzige Kind, welches meinem Vater übrig geblieben. Im neunten Jahre verlor ich zu gleicher Zeit meine Mutter und meine Hofmeisterinn. Diese, eine geborne Muselmänninn und im Grunde des Herzens ihrem Glauben sehr zugethan, versuchte es heimlich, mich die Vorzüge desselben kennen, und die Gebote lieben zu lehren.

Als sie ihr Ende herannahen fühlte, sprach sie zu mir:

„Mein liebes Kind, ungern verlaße ich dich in der Gefahr, der du ausgesetzt bist. Man wird dich in alle Gräuel des Götzendienstes einweihen. Nimm wenigstens von mir dieses Buch; verstecke es eben so sorgfältig, als ich gethan habe, und so oft du dich meiner erinnerst, lies ein Kapitel darin; aber nimm dich in Acht, daß es niemand gewahr wird."

Ich nahm aus ihren Händen den Koran, welchen sie mir übergab, und legte ihn in ein Kästchen, wovon ich allein den Schlüssel hatte. Aber unglücklicherweise verlor ich bald die Lust, in diesem Buche nach Wahrheiten zu suchen.

Meine Hofmeisterinn wurde bald durch eine Persische Sklavinn ersetzt, die mein Vater vor kurzem erkauft hatte, und die mit allerlei angeborenen und erworbenen Vorzügen ausgestattet war. Sie gab sich ungemeine Mühe, meine Zuneigung zu gewinnen und mich zu unterrichten. In meinem zwölften Jahre hatte sie schon aus mir gemacht, was man ein Wunder meines Geschlechts nennt, in Kenntnissen aller Art, deren es nur fähig ist.

Nichts wäre glücklicher für mich gewesen, als wenn sie dabei stehen geblieben wäre: aber sie erregte meine Neugierde auf eine Wissenschaft, welche Geomantie heißt, und benahm sich mit unglaublicher Gewandtheit, um mir einen entschiedenen Geschmack für diese gefährliche Wissenschaft beizubringen.

Ich war von ängstlichen Träumen belästigt, und beklagte mich gegen sie darüber. Sie erbot sich, mich davon zu befreien, ohne ein Heilmittel anzuwenden:

„Ihr sollt künftig," sagte sie zu mir, „so angenehm träumen, wie ihr nur wünschet, durch Anwendung eines sehr einfachen Mittels.

Ihr müßt einen Blumenstrauß zusammen setzen, *) aus den verschiedenen Blumen, welche ich euch nen-

---

*) Diese sinnbildliche Art, durch Blumen seine Gedanken auszudrücken, ist in manchen Gegenden Asiens sehr in Gebrauch.

nen und deren Bedeutung ich euch kennen lehren will; und diese Blumen verbindet ihr, wie ich euch zeigen werde, auf solche Weise, daß je eine unter der andern stehende Blume ihr gleichsam unterworfen bleibt.

Diesen Blumenstrauß bringet ihr am Abend zu den Füßen des Baal dar, durch die Thüre eures Gemachs, welche mit dem Tempel in Verbindung steht. Ich will euch dahin begleiten, und euch mit Weihrauch für die Gottheit versehen. Ich werde euch zwei Worte lehren, welche euch anstatt des Gebets dienen sollen; und dieß wird vernommen und erhört werden. Ihr kehret dann mit eurem Blumenstrauße nach eurem Zimmer zurück, steckt ihn unter euer Kopfkissen, und anstatt ängstlich zu träumen, werdet ihr den angenehmsten Traum haben. Was euch verwundern möchte, meine Prinzessinn, das ist, daß ich euch morgen Wort für Wort wieder sagen werde, was ihr geträumt habt: aber nichts ist wunderbar dabei, als die Güte und die Macht des Gottes, der euch alles das hat sehen oder hören laßen, was in dem Strauße vorgebildet lag.

Nachdem wir den ersten Versuch gemacht haben, will ich euch lehren, durch die Anordnung der Blumen eure Gedanken ebenso auszudrücken, wie durch die Schrift. Dieß sind gar reizende Schriftzeichen, und ihre Anwendung bietet zugleich eine sehr angeneh-

me Unterhaltung. Wir Frauen in Persien, wenn wir einen Geliebten haben, so laßen wir einen Strauß aus dem Fenster fallen, und geben ihm durch die Zusammensetzung desselben zu erkennen, was wir im Sinne haben."

Die Persische Sklavinn vergiftete durch Mittheilung ihres Geheimnisses mein Herz; ich machte auf der Stelle den Versuch mit dem Blumenstrauße, und er hatte ganz den erwünschten Erfolg.

Am folgenden Morgen kam meine Hofmeisterinn, als ich noch im Bette lag: ich war entzückt von der Nacht, welche ich zugebracht hatte. Sie steckte die Hand unter mein Kopfkissen, zog den Blumenstrauß hervor, den ich darunter gesteckt hatte, und schien darin zu lesen. Als sie sich auf die erforderliche Weise von allem in Kenntnis gesetzt hatte, sprach sie zu mir:

„Nun höret euern Traum: ihr befandet euch an einem der reizendsten Orte in der Umgegend von Masser, am Ufer des großen Kanals; ihr saßet auf welchem, mit Blumen bedecktem Rasen. Mit Vergnügen beschautet ihr die Boote, welche den Kanal hinauf- und hinabruderten. Neben euch stand ein Birnbaum, mit den herrlichsten Früchten beladen, welche seine reichen Zweige zu euch herabbogen; ihr pflücktet davon, und sie schmeckten euch köstlich.

Euch gegenüber stand ein großes Bienenhaus; daraus kamen Bienenschwärme hervor, welche sich in

die Luft erhuben, die sie mit ihrem Gesumse erfüllten. Sie begannen unter sich einen Kampf, welcher euch sehr belustigte, und als er zu Ende war, seid ihr erwacht."

Vierhundert und siebzigster Tag.

Man kann denken, mit welchem Vergnügen ich mir meinen Traum mit allen seinen Umständen wiedererzählen hörte. Von diesem Augenblick an ward ich, so zu sagen, die Sklavinn meiner Sklavinn. Ich verschlang alles, was sie mir beizubringen suchte, und unter dem Vorwande, mich in der Kunst der Geomantie zu vervollkommnen, ward ich durch ihre Vermittelung eine Zauberinn von der ersten Größe, dergestalt, daß ich alle dergleichen Bücher, wie die hier befindlichen, geläufig erklären, und alle darin angezeigten Verrichtungen vornehmen konnte. Aber vor allen bereitete ich während eines Theils des Tages mit Sorgfalt den Blumenstrauß, welcher mir angenehme Nächte verschaffen sollte. Ach! wie theuer habe ich sie bezahlen müßen! zumal seitdem ich, von Verirrung zu Verirrung fortgerissen, meiner gefährlichen Hofmeisterinn mein ganzes Vertrauen schenkte, und das Herz wie das Ohr willig ihren Erzählungen leihend, mich von der Vorstellung jener Geister-Menschen bethören

ließ, deren Liebesabenteuer sie mir erzählte, und es bis zu der unseligen Neugierde trieb, daß ich in einem meiner Sträuße eine solche Zusammensetzung der Blumen machte, welche ein solches Wesen zu mir heranziehen sollte, und dieses verhängnisvolle Machwerk dem Götzenbilde zu Füßen legte.

Ich vermag nicht die Täuschung zu schildern, welche die gefährliche Frucht dieser Unvorsichtigkeit für mich war: alle meine Sinne waren davon entzückt; und unter andern Gegenständen, welche sie mir vorführte, war, was mich vollends zu Grunde richtete, der Anblick eines Wesens, welchen ich für einen Mann gehalten hätte, wäre mir sein Leib nicht ganz strahlend erschienen. Er warf sich zu meinen Füßen, reichte mir einen Blumenstrauß, in welchem die zärtlichsten Empfindungen der Liebe ausgedrückt schienen.

Ich löste den mir gebotenen Blumenstrauß auf, um eine Antwort daraus zu bilden; einen Augenblick darnach fügten sie sich wieder von selber dergestalt zusammen, daß sie die schmeichelhaften und rührenden Ausdrücke noch überboten, welche schon eine so starke Wirkung auf mein Herz gemacht hatten.

Ich erwachte, sterblich in das eingebildete Wesen verliebt, um dessen Nähe ich zu den Füßen des Baal gefleht hatte; ich war einige Tage hindurch nur mit ihm beschäftigt.

Ich dachte darauf, die Erscheinung durch eine neue Zusammensetzung der Blumen abermals heranzuziehen, als ich in einer Nacht, wo ich genöthigt war, mich ohne Blumenstrauß niederzulegen, von einem Traum aufgeschreckt wurde, der ganz und gar nicht denjenigen glich, welche ich mir verschafft hatte.

Meine alte Hofmeisterinn erschien mir in diesem Traume, sie nahm in meiner Gegenwart alle die Bücher, auf welche die Persische Sklavinn meine eifrige Beschäftigung gelenkt hatte, und warf sie in einen Schlund, aus welchem ein verzehrendes Feuer hervor loderte, führte mich zu meinem Kåstchen und zwang mich, den Koran herauszunehmen. Ich warf die Augen auf dieses Buch, und vermochte nicht einmal die erste Zeile davon zu lesen. Meine alte Hofmeisterinn hob die Augen zum Himmel empor, und rief aus:

„O Gott! meine Tochter, du bist verloren; du hast den Baal zum Herrn über dich gemacht!"

Die Persische Sklavinn trat herein, und fand mich aufgeregt und ganz in Schweiß; ich theilte ihr mein Gesicht mit; sie brach in lautes Gelåchter aus, und sagte:

„O meine theure Prinzessinn, das ist ein listiger Streich Nakaronkirs, *) eines der boshaftesten Geister, welche aus der Schöpfung hervorgegangen

*) Vgl. Anm. zum 429. Tag.

sind; eines der nichtswürdigsten Knechte jenes Mahomed, der, um die Erde zu bekehren, die Hälfte derselben durch das Schwert verwüstete.

Wenn man, wie ihr und ich, meine Prinzessinn, durch Hülfe der hohen Wissenschaft und durch die vermittelnden Geister sich den himmlischen Sphären zu nähern sucht, so ist man den Angriffen dieses teuflischen Mahomed und seines Nakaronkirs ausgesetzt, welche euch durch fürchterliche Träume von dem guten Wege abzulenken trachten, welchen sie selber nicht zu betreten vermochten.

Ich will einen Blumenstrauß und ein Räucherwerk bereiten, welches euch aller ihrer Angriffe überheben sollen; und weil ihr, wie ihr saget, einen Koran habt, so wollen wir ihn heute Abend zu Baals Füßen verbrennen, und brauchen dann kein andres Räucherwerk."

Meine gefährliche Hofmeisterinn hatte mich gänzlich verblendet; ich ließ sie den Blumenstrauß zusammensetzen, ohne mich viel zu bemühen, in den Sinn desselben einzudringen; ich übergab ihr meinen Koran, ohne das Buch einmal zu öffnen, und wir gingen nach dem Tempel.

Ein Schauer befiel mich, sobald ich eintrat, aber ich schrieb ihn der Kühle des Orts zu; wir legten unsere Blumen am Fuße des Altars nieder, und meine gottlose Lehrmeisterinn ließ mich das Buch des musel-

männischen Glaubens in ein hellloderndes Feuerbecken werfen.

„Verfluchet den Mahomed mit mir,“ sprach sie, „verfluchet seine gottlosen Anhänger, daß sie in Rauch aufgehen mögen, wie dieses abenteuerliche Buch, welches seine Träumereien enthält.“

Leider gehorchte ich.

Das Buch verbreitete im Verbrennen den angenehmsten Geruch.

„Sehet,“ sprach die frevelhafte Perserinn zu mir, „wie schmeichelhaft dieser Weihrauch dem Baal sein muß, welchen wir ihm darbringen.“

Als aber der Rauch bis zu dem Kopfe des Götzenbildes emporstieg, bebte plötzlich die Erde unter unseren Füßen.

„Laßt uns alles von unserm Opfer erwarten,“ sagte fröhlich das Weib, durch welche ich mich täuschen ließ; „wenn ein Gott zum Zeichen der Zufriedenheit sein Haupt neigt, so erbebt das Weltall davon. Gehen wir heim, meine theure Prinzessinn; unser Sieg ist gewiß.“

Mein blinder Glaube an alle Vorspiegelungen dieses Weibes ließ mich nicht wahrnehmen, wie gezwungen ihre Erklärung der Ereignisse war, von welchen wir Zeugen gewesen. Ich erinnerte mich in der Folge noch eines solchen Umstandes, welcher mir damals nicht auffiel, nämlich, daß mein Blumenstrauß, als

ich ihn wieder aufnahm, seine Frische verloren hatte. In mein Zimmer zurückgekommen, eilte ich, ihn unter mein Kopfkissen zu stecken, wo er mir in der Nacht ein Traumgesicht verschaffte, welches mich völlig verwirren sollte.

Vierhundert und ein und siebzigster Tag.

Sobald meine Augen vom Schlafe befallen waren, sah ich einen großen Mann auf einer Art von Thron sitzen: er trug einen ungeheuern Turban von weißem Mußelin; die eine Hand stützte er auf eine Menge über einander geschichteter Bücher, und die andre auf einen Haufen bloßer und blutiger Säbel.

Ihm zur Seite stand ein Maulthier an einen Pfahl gebunden; Leute in mannigfaltigen Trachten kamen und knieten vor ihm nieder, und beteten ihn an.

Er übergab einem jeden ein Buch und einen Säbel, und entließ sie mit einer grimmigen Miene und mit einer Gebärde, welche ihnen ankündigte, daß er sie aussendete, zu schlagen und zu vertilgen. Das Wort Al-Koran stand auf den Rücken der Bücher geschrieben.

Diese ganze Erscheinung zeigte sich mir wie von einem Nebel umhüllet.

Auf einmal strahlte ein helles Licht vom Aufgange her; ein leuchtender Gegenstand, der von dort herniederfuhr, schien es hervorzubringen: ich erkannte ihn für den Geist, welcher mir zuvor im Traum erschienen war.

Bei seinem Anblicke schien der auf dem Throne sitzende Mann sich zu beunruhigen; er stand schleunig auf. Sein Turban fiel ab, und ließ einen völligen Kahlkopf sehen. Er band sein Maulthier los, um es zu besteigen und zu entfliehen; in der Bestürzung setzte er sich verkehrt auf, den Kopf nach dem Schwanze gewendet, und schlug mit den Füßen die klapperdürren Rippen seines Thiers: aber er konnte nicht so schnell fliehen, daß ein ihn verfolgender schwarzer Sklave ihn nicht ins Gesicht gespien hätte; und ich hörte von allen Seiten Freudengeschrei und Hohngelächter erschallen, das mich aus meinem Schlaf aufweckte, und mir noch in den Ohren gellte, als ich schon völlig erwacht war.

Wie sehr mich dieser Lärm auch aufschreckte, doch schlief ich fast augenblicklich wieder ein, und wurde von neuen Traumgesichtern eingewiegt, die alle so eingerichtet waren, daß sie mir schmeichelten. Ich erinnere mich davon nur eines deutlich: nämlich, mein erträumter Geliebter reichte mir einen Blumenstrauß, dessen Bedeutung mir unendlich wohlgefällig war, bestieg dann plötzlich eine Art von Triumphwagen, auf

welchem er in die Luft emporgehoben wurde, und so verschwand. Aber nicht alles war mit ihm verschwunden; denn als ich am Morgen meinen Blumenstrauß suchte, den ich so sorgfältig unter mein Kopfkissen gesteckt hatte, fand ich ihn nicht wieder, aber den mir im Traume dargebotenen an seiner Stelle.

Wir haben, meine Prinzen, uns hier zu ernsthafte Dinge zu sagen, als daß ich euch umständlich bei allen Kunstgriffen meines Verführers aufhalten sollte. Er benutzte mit unglaublicher Schlauheit alle Mittel, meinen Kopf zu verwirren, mein Herz zu verderben, und sich meiner Seele zu bemeistern, in Erwartung eines Ereignisses, welches mich zwingen würde, ihm auch meine Person mit meiner Freiheit zu verpfänden; und dieß traf bald ein.

Der König mein Vater, der keine Kinder hatte, außer mir, wollte mir einen Gemahl geben, der im Stande wäre, Aegypten zu beherrschen. Er warf die Augen auf einen meiner Vettern, einen Mann von reifen Jahren, und von allen Aegyptern wegen seiner Tapferkeit, seiner Thätigkeit in Geschäften, und wegen seiner ganzen Aufführung hoch geachtet. Er gedachte, durch diese Vermählung ihm die Sorge der Regierung gänzlich anzuvertrauen.

Die ernsthafte Sinnesart meines Vetters hatte ihm wohl meine Achtung erwerben können, aber mich stäts abgeschreckt, andere Empfindungen für ihn zu

hegen. Seine Gestalt, voll Adel und Würde, gebot mir Ehrfurcht, vermochte jedoch nicht, mich zu reizen; und in dem Zustande, worin meine gefährlichen Traumgesichte mich versetzt hatten, würde ich auch dem schönsten Prinzen auf der Erde nicht meine Hand gereicht haben.

Als ich vernahm, daß meine Vermählung mit meinem Vetter beschlossen war, warf ich mich, in Thränen gebadet, meiner Hofmeisterinn in die Arme. Die Perserinn tröstete mich bald, und sagte:

„Es ist nicht möglich, meine Prinzessinn, daß man über euch, die ihr so gelehrt und von den Geistern begünstigt, und vorzüglich von dem Gotte Baal beschützt seid, wie über eine gewöhnliche Frau, schalten sollte.

Ich will eine Arbeit vornehmen, um den himmlischen Geliebten, welchen ihr an euch zu fesseln gewußt habt, näher kennen zu lernen. Ich will seine Absichten in Ansehung eurer erforschen, und vielleicht kann ich euch darthun, daß die Krone Aegyptens tief unter euch ist.

Wir wollen," fuhr sie fort, „gemeinschaftlich einen Blumenstrauß zusammensetzen, und denselben zu den Füßen des Baal darbringen; ich will ihn dann unter mein Kopfkissen stecken, er wird euern Geliebten zu mir heranziehen, und vielleicht erfahre ich von ihm viele Dinge, über welche die Reinheit seiner Ab-

sichten und das Zartgefühl seiner Liebe ihn mögen abgehalten haben, sich frei gegen euch zu erklären."

Ich ging blindlings in diese neue Schlinge; und am nächsten Morgen kam meine Hofmeisterinn zu mir, und schien so von Zufriedenheit erfüllt, daß sie sich nicht zu halten vermochte. Sie setzte sich zu Füßen meines Bettes, und sprach zu mir:

„Oh! höret, höret! Es gibt keine so glückliche, so mächtige, so erhabene Sterbliche auf Erden, als ihr seid. Nein, meine Prinzessinn, obschon ich von euren Reizen, euren Geistesgaben, euren Tugenden alles erwartete, so hätte ich mir doch niemals geschmeichelt, daß sie das hochbegabteste Wesen unter dem Himmel an euch fesseln würden.

Wie hätten wir's glauben können, daß der große Mograby, der einzige Sohn der himmlischen Yandar, der Enkelinn Kokopilesobeh's, *) des Oberherrn aller Geister, welche die Erde beherrschen, für euch die innigste und wahrhafteste Leidenschaft empfinden würde, so es jemals gab!

Als ihr durch eure Blumensträuße und euer Räucherwerk einen Geist von himmlischem Ursprunge zu euch herabzuziehen getrachtet, hat derjenige, der zugleich an der Macht der körperlosen Wesen und an der dem Menschen erreichbaren Macht Theil nimmt, zu

---

*) Vgl. die Geschichte Simustapha's, Tag 328. Bd. 5.

den Füßen Baals um das Glück angehalten, euch erscheinen zu dürfen. Er brannte schon in Liebe zu euch, bevor ihr noch die geringste Kunde davon haben konntet: und wenn ihr euch ihm ganz ergebet, so wird er ebenso ganz der eurige sein.

Eure Hochzeit mit eurem Vetter wird schon zugerüstet; sie soll an dem Altar zu Füßen des Standbildes des Gottes Baal gefeiert werden. Ihr werdet nach dem Gebrauche des Landes von zwei Prinzessinnen, euren Muhmen, und mit einem Gefolge von jungen Mädchen, welche ihren Nacken noch nicht unter das Joch der Ehe gebeugt haben, dem Oberpriester zugeführt werden. Ein Blumenkranz wird euer Haupt schmücken: aber ich will diesen Kranz winden. Derjenige, der euer Gemahl zu werden wähnt, wird an der Spitze eines Gefolges von der glänzendsten Jugend des Hofes erscheinen. Aber noch bevor er sich euch nahen kann, wird euer Geliebter vor euch erscheinen, ein Blumengewinde, womit er umgürtet ist, ablösen, und euch darbieten; ihr werdet es annehmen, und ihm dagegen euern Blumenkranz geben.

Das euch überreichte Blumengewinde wird ausdrücken, daß der Mograby sich durch unauflösliche Bande mit euch verbindet, und euer Kranz gibt ihm von eurer Seite dieselbe Zusicherung: Baal selber wird euern Bund bestätigen, ihr werdet beide vor den Augen der Versammlung verschwinden, und bald darnach

werden wir uns an dem Orte der Glückseligkeit wiedersehen, wo man euch erwartet."

Vierhundert und zwei und siebzigster Tag.

Vom Morgen bis zum Abend durch die Perserinn mit Zaubergeschichten unterhalten, durch kleine Hexereien, welche wir zusammen verrichteten, mit all dem Wunderbaren vertraut, das bei meiner Entführung obwalten sollte, zweifelte ich nicht an der Möglichkeit, noch an dem Erfolge des mir gemachten Antrages.

Während man alles zurüstete, um meine Hochzeit mit Glanz und Feierlichkeit zu begehen, machte ich meinerseits auch meine kleinen Vorbereitungen, und half mit aller meiner Geschicklichkeit den verhängnisvollen Blumenkranz winden, durch welchen ich mich meinem Entführer rücksichtslos übergab.

Als der Augenblick gekommen war, und ich zu den Füßen des Götzenbildes des Baal hintrat, um den feierlichen Bund zu schließen, erschien mir plötzlich der Mograby: wir tauschten unsere Blumen aus, und das Blumengewinde, welches er mir gab, erhub sich leichter von der Erde, als der Wind einen Strohhalm fortträgt.

Ich fuhr auf einem ganz von Asur, Gold und Rubienen strahlenden Wagen dahin. Mein Entführer, schimmernder als der Morgenstern, saß mir zur Seite, und sechs Rosse, welche aus Feuerstoff gebildet schienen, gelenkt von der Perserinn, der eine Bezauberung große weiße Flügel gegeben hatte, trugen uns im reißenden Fluge bis an den Fuß eines Berges, wo alle diejenigen, die ich hier sehe, hingeführt worden, und der leuchtende Wagen trug mich von selber hindurch nach diesem Palast, indem er auf meinem unterirdischen Wege einen Glanz verbreitete, welcher mit dem Tageslichte wetteiferte.

Man führte mich in ein Zimmer, dessen Pracht meine Augen blendete, wie sehr sie auch an den Glanz in dem Palaste meines Vaters gewöhnt waren.

Da die Thüren und Fenster desselben fest vermauert worden, seitdem ich daraus verwiesen bin, so glaube ich nicht, daß ihr es gesehen habt, obwohl es von jeher in Verbindung mit dem Vogelhause stand, in welchem ihr mich gefunden habt.

Ein prächtiges Mahl erwartete mich; mein Auserwählter führte mich auf ein Sopha von erstaunlichem Reichthum unter einen so glänzenden Thronhimmel, daß meine Augen davon geblendet wurden. Ich bemerkte, daß wir allein waren, und der Zauberer sprach zu mir:

„Gebiete, und du wirst von unsichtbaren Händen bedient werden. Fürchte dich nicht vor der Einsamkeit, in welcher du dich befindest, und vor allen, meine theure Planeten-Schwester, empfinde sie nirgend, wo ich bei dir bin, und wo du das Weltall für mich bist."

Ich will euch hier nicht, meine Prinzen, alle die Reden wiederholen, welche dieser verschmitzte Betrüger, den euer Unglück euch genugsam kennen gelehrt hat, an mich richtete, um mich in der Täuschung zu erhalten, in welche er mich versetzt hatte: aber er hatte mich durch Blumen verführt, und fuhr fort, dergleichen überall vor mir auszustreuen.

Es entschlüpfte mir im Gespräche mit ihm die Aeußerung, daß ich die Musik liebte: auf der Stelle tönte eine herrliche Symphonie, die aus einem Nebenzimmer zu kommen schien, in meine Ohren; bald mischten Männer- und Frauenstimmen sich darein, und führten ein Konzert auf, welches alles übertraf, was ich bisher in dieser Art gehört hatte.

Derjenige der mir diese Unterhaltung verschaffte schien entzückt über das Vergnügen, welches ich daran zu finden schien. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich, daß er, um das Spiel abwechseln zu laßen, ein Stäbchen auf seine Fingerspitzen setzte, welches sich mit großer Lebendigkeit darauf umdrehte, ohne daß er es berührte. Ich trug mein Zauberstäbchen auch unter meinem

Kleide bei mir: aber es fiel mir damals nicht ein, mich in einen Wettkampf mit ihm einzulaßen.

Mit solchen Vergnügungen unterhielt er mich bis zu dem Augenblick, wo das Brautbette mich aufnehmen sollte. Er reichte mir die Hand, mich dahin zu führen. Ich wurde entkleidet, fast ohne die unsichtbaren Hände zu fühlen, welche mich berührten, und so zogen sie die Vorhänge über uns zu.

Ihr werdet nicht erwarten, meine Prinzen, daß ich euch hier von den verliebten Entzückungen und Beweisen der Zärtlichkeit eines Ungeheuers unterhalte, an welchem nichts wahr ist, als das Böse. Ich komme gleich zu dem außerordentlichen Traume, welchen ich hatte, sobald der Schlaf meine Augenlieder geschlossen hatte, vorausgesetzt, daß es ein Traum war. Ich befand mich vor einem Palast von einer so kühnen, so erstaunlichen Bauart, daß die Einbildungskraft sich nicht so weit emporschwingen kann, sie zu fassen. Sobald ich hineintreten wollte, kam eine Menge prächtig gekleideter Leute in der schönsten Ordnung mir entgegen, und bezeugte mir und auch meinem Gemahl durch die ausdrucksvollsten Gebärden die tiefste Ehrerbietung. Hierauf gingen sie vor uns her, und wir schritten durch unabsehliche Säle, wo Männer und Frauen noch prächtiger gekleidet und von großer Schönheit beisammen saßen. Sobald sie uns erblickten,

standen sie auf und verneigten sich so lange, bis wir vorüber gegangen waren.

Ich unterlaße es, euch die wundervolle Pracht zu schildern, welche überall mein Auge traf, bis ich endlich in den Saal des Thrones gelangte, auf welchem ein Wesen von menschlicher Gestalt saß, aber so lichtstrahlend, daß sein Anblick den Augen fast wehe that.

Seine Krone, ganz von Diamanten, verbreitete einen hellen Glanz, welchen aber noch der Glanz seines Antlitzes verdunkelte. Der ganze zahlreiche Hofstaat, der ihn umgab, schien davon erleuchtet zu sein. Ich hub die Augen zu dem Gewölbe des Saales empor: es war aus Regenbogen gebildet, deren Halbkreise sich durchschnitten und ein glänzendes Licht verbreiteten.

Als wir an den Fuß des Thrones gelangten, sprach der Mograby zu mir:

„Dieß hier ist nicht das Bild des Baal, sondern Baal selber: beuge deine Knie vor ihm."

Hierauf kniete er selber nieder und redete ihn also an:

„Fürst der Welt, höchster Beherrscher aller Geister, hier ist die Gattinn, welche du mir gegeben hast."

„Mograby," antwortete der vorgebliche Gott Baal, „du bist mein Vesyr auf Erden, und der erste aller meiner Unterthanen. Ich wünsche, daß deine Gattinn sich in den Stand setze, die Macht mit dir

zu theilen, welche ich dir verleihe; aber eure Vereinigung soll ein Fest für meinen ganzen Hof sein. Da die Vermählungsfeierlichkeiten schon vollzogen sind, so bleibt uns nur noch übrig, uns der Freude zu überlaßen, daß wir dich mit dem Gegenstande deiner Liebe vereinigt sehen."

Vierhundert und drei und siebzigster Tag.

Mit diesen Worten klaschte der gefällige Herrscher in die Hände, und stand auf. Jeder folgte seinem Beispiel, und die Männer, vermischt mit den Frauen, verließen den Thronsaal, und begaben sich, ohne Ordnung, in die zehn anstoßenden Säle. Man gerieth auf allen Seiten in lebhaftes Gespräch und brach in unmäßiges Gelächter aus. Mein Gemahl bemerkte einige Verwunderung darüber in meinen Augen, und sagte zu mir:

„Du erkennest hier nicht den ernsthaften und abgemessenen Hof deines Vaters: um auf Erden zu herrschen, muß man sich durch Ehrfurcht in Ansehen setzen: unser allmächtiger Beherrscher, über jede Furcht erhaben, hat nicht nöthig, weder sich in Zurückhaltung einzuhüllen, noch dieselbe einzuflößen. Die Bande, welche seine Unterthanen an ihn knüpfen, sind die

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Freude und die Freiheit: aber jetzo wollen wir uns zu Tische setzen."

Zu gleicher Zeit näherten wir uns einer unabsehbaren Tafel, welche augenblicklich mit Speisen besetzt war. Der Fürst saß unter einem Thronhimmel allein an der seinigen. Der Mograby und ich, wir saßen an dem gemeinschaftlichen Tische, aber ihm zunächst, der eine zur Rechten, der andre zur Linken. Niemals hatte ich ein Gastmahl von solchem Aufwand, von solchem Ueberflusse gesehen; der Tisch wurde unaufhörlich von neuem besetzt, und jedermann schien nicht sowohl zu essen, als vielmehr zu verschlingen.

Was mich betrifft, so reizte der Anblick unbekannter Gerichte meine Neugier; es schien mir überhaupt, daß dem Auge mehr Genüge geschah, als dem Geschmacke, weil alles was ich aß, sich wieder zu verflüchtigen schien, sobald es über den Gaumen gegangen war, und der Wein nicht stärkere Wirkung auf mich machte. Ich überließ mich der Unmäßigkeit, der ich die Uebrigen ergeben sah, und die nur durch die sich mannigfaltig durchkreuzenden Gespräche und durch schallendes Gelächter unterbrochen wurde, dessen Beweggrund ich nicht zu errathen vermochte.

Unterdessen wurde der Tisch so oft von neuem besetzt, daß ich die Zahl vergessen habe. Am Ende langweilte man sich, zu sprechen, ohne etwas zu sagen, und ohne Grund zu lachen; ich selber fühlte

mich unbehaglich, und während ich den anderen nachahmte, das Schwatzen und Gelächter ausgenommen, begann ich schon, das Mahl zu lang zu finden, als der Fürst aufstand und in die Hände klaschte, und jeder seinem Beispiele folgte. Von dem Speisesaale ging es in eine unabsehbare Galerie, welche zum Tanz eingerichtet war. Mein gefälliger Gemahl führte mich dahin: die Lacher gebärdeten sich hier wie närrisch, und die Frauen, so kam es mir vor, verletzten den Anstand auf eine empörende Weise. Ich wurde unangenehm davon betroffen, und es entfuhr mir darüber ein Wort:

„Der Anstand," versetzte mein Gemahl, „ist ein Gesetz, welches dazu gemacht ist, die Neigungen zu fesseln, die gefährlich werden könnten. Hier wäre es nur ein unnützer Zwang. Du siehst hier lauter glückliche Gatten, wie wir beide sind, deren Glück niemand ein Aergernis sein kann.

Man genießt hier ohne Vorwurf, weil man ohne Unruhe ist, sowohl für sich, als für die andern; und je mehr Glückliche man um sich sieht, je glücklicher ist man selber. Uebrigens ist die Schaam dort nichts als ein Unding, wo es kein Laster gibt. Wie unglücklich machet ihr euch doch ihr Sterblichen durch das, was ihr Wohlanständigkeit nennet! Laß uns genießen, meine geliebte Planeten-Schwester, komm und tanze mit mir, und laß deine Anmuth leuchten."

„Ich fühle mich so schwer," antwortete ich, „daß ich mich kaum noch fortschleppen kann, und die Luft muß hier nicht sehr gut sein, denn es ist mir, als wenn sie mich erstickte."

„Du hast dich gestern sehr ermüdet," erwiederte er mir, „und einen weiten Weg gemacht, und das mag dich verstimmt haben. Komm, laß uns wieder zu Bette gehen."

Er hatte nicht sobald diese Worte ausgesprochen, als ich erwachte, mich aufrichtete, und mich im Bette fand. Mein Gemahl lag mir zur Seite und schien zu schlafen. Ich blieb bewegungslos in tiefes Nachdenken über die Seltsamkeit meines vermeintlichen Traumes versunken.

Ich könnte euch nur Ueberdruß erregen durch die Schilderung der Sorgfalt, der Aufmerksamkeit, durch welche man mich bei meinem Erwachen vollends zu verderben suchte, und von den Vergnügungen, welche mir bereitet waren. Ich darf nur bei einem Umstande verweilen, der mich in den Stand setzte, eine Beobachtung zu machen, welche mich mein Unglück hätte sollen voraussehen laßen.

Wir wissen alle, meine Prinzen, daß unser Wüthrich kein Gesicht, folglich keine Gesichtszüge hat, welche ihm eigen sind. Er kann nur den Ausdruck der Leidenschaft haben, welche ihn gerade beherrscht; auch ist er im Zorn, in der Wuth, im Grimm, in

der Rache noch schrecklicher und scheußlicher, als diese Leidenschaften selber. Wenn er eine Gräuelthat begeht, so sieht man die Bosheit selber aus ihm athmen. Seinen irdischen Leib anlangend, so hat diesen das Alter längst aufgezehrt: seine unreine Seele geht unaufhörlich aus einer Truggestalt seiner Schöpfung in eine andere über.

Mein vermeintlicher Traum hatte auf mich eine sehr unbehagliche Wirkung gemacht, gegen die Absicht desjenigen, der mir alle diese Dinge gezeigt hatte. Ich war fast von Kindheit auf als künftige Königinn erzogen, und dem Befehle meines Vaters zufolge hatte man mir meinem Stande gemäße Gesinnungen und Grundsätze eingeprägt: die Ausgelaßenheit, von welcher ich Zeuge gewesen, hatte mich empört; was mir als ein Gott gezeigt worden, war mir nur als der äußere Glanz seiner Hoheit erschienen. Sobald ich mich demnach allein in meinem Bette befand, fuhr ich mit der Hand unter mein Kopfkissen, um den wunderlichen Blumenstrauß hervorzuziehen, der mir ein so ausschweifendes Traumgesicht verschafft haben mußte: als ich keinen fand, so schrieb ich meiner in Unordnung gerathenen Einbildungskraft den Traum zu, der mich geängstigt hatte; und weil ich sagen gehört hatte, daß man auf natürlichem Wege nur von Dingen träume, mit denen man sich zu viel beschäftigt habe, so nahm ich mir fest vor, mich nicht nie-

der willig solchen unordentlichen Träumereien hinzugeben, und meinen Traum niemand mitzutheilen.

Mein Bezauberer kam und fragte mich mit dem liebreichsten Tone, wie ich die Nacht geschlafen hätte.

„Nicht allzu gut," antwortete ich ihm; „ich bin von Träumen geängstigt worden, welche gar nicht angenehm waren."

Bei diesem Wort verzerrte der Ingrimm sein Antlitz, aber nur für einen Augenblick; denn die Heiterkeit stellte sich sogleich wieder auf demselben her, und er erwiederte mir eben so schnell:

„Das kömmt daher, daß du gestern etwas ermüdet warest. Erinnerst du dich nicht, was dir in deinem Traume misfallen hat?"

Vierhundert und vier und siebzigster Tag.

Indem er dieses sagte, bedeckte er sich die Augen mit seiner Hand, aber seine Blicke blieben auf die meinen geheftet. Ich antwortete, so unbefangen als möglich, es wäre mir alles so verworren durch den Kopf gegangen, daß mir nichts davon erinnerlich geblieben, außer daß es mir vorgekommen, als wenn ich sehr viel gegessen und getrunken hätte.

„In meiner Kindheit," fügte ich hinzu, „war ich sehr mit bösen Träumen behaftet, die mit Magen=

beschwerden begleitet waren. Glücklicherweise spüre ich dießmal nichts davon."

Mein verkappter böser Feind versetzte darauf:

„Ruhe, ein Spaziergang, und gesunde Speisen werden diese Zerrüttung bald wieder herstellen.

Ich will dir deine Hofmeisterinn schicken: sie ist noch hier. Ich gehe, die Belohnungen für sie auszusuchen, mit welchen ich sie für das unschätzbare Glück, welches sie mir verschafft hat, zu überhäufen gedenke; unterdessen kannst du dich noch mit ihr unterhalten. Ich schicke sie dann aber wieder heim, das sage ich dir zum voraus; wir haben ihr große Verbindlichkeiten: aber sie ist eine Zauberinn, und jede andre Macht, außer der meinigen und der deinigen, ist mir hier verdächtig; auch müßen wir stäts einstimmig handeln."

Bei diesen Worten senkte ich nur die Augen und bezeigte keine Kränkung darüber, daß ich der Gesellschaft meiner Vertrauten beraubt werden sollte. Ich liebte meinen Verführer noch leidenschaftlich, und mein Wille blieb noch an dem seinen gefesselt.

Bald kam die Perserinn, setzte sich auf mein Bette und sagte zu mir:

„Ihr müßt aufstehen, meine Königinn, und den Unpäßlichkeiten dadurch zuvorkommen, daß ihr hinaus geht, die gesunde Luft dieses Orts einzuathmen."

„Aber du willst mich verlaßen?" sagte ich zu ihr:

„Ja," erwiederte sie; „die Klugheit erfordert, daß wir uns trennen; aber es wird nicht für immer sein: mein Herz würde tödtlich verwundet sein, wenn ich mir nicht schmeichelte, daß wir noch häufig Gelegenheit haben werden uns wieder zu sehen. Uebrigens ist hier alles eurer Herrschaft unterworfen, und ihr werdet nicht Ursache haben, meine Gegenwart zu vermissen. — Aber," fuhr sie fort, „was habe ich vernommen? ihr habt einen unruhigen Schlaf gehabt? Ihr wißt, ich verstehe mich gut darauf die Träume zu deuten: suchet euch doch des eurigen wieder zu erinnern."

Er schwebte mir fast schon auf den Lippen, als mir einfiel, daß, nachdem ich ihn dem Mograby nicht vertrauet hatte, dem ich es schuldig zu sein wähnte, ich mir nicht erlauben durfte, ihn jemand anders zu entdecken.

„Ich erinnere mich nichts mehr davon," antwortete ich ihr also: „er schwebte wie ein Gewölk an mir vorüber, und verschwand ebenso wieder; aber es thut mir eben nicht Leid, Dinge vergessen zu haben, welche mir unangenehm und falsch vorkamen."

Es entschlüpfte der Perserinn ein kleiner Ausbruch der Verwunderung, welche ich mir seitdem wohl zu erklären gewußt habe: was darauf angelegt war, um meine Verführung zu vollenden, und mich in gänzliche Verderbnis hinabzuziehen, hatte seine Wirkung

verfehlt. Mein Herz und mein Kopf waren verführt, meine Sinne verwirrt: aber das Gift war noch nicht bis in die Seele gedrungen, und ich war noch besser beschirmet worden, als ich es verdiente.

Ich mußte nun aufstehen; zwanzig zierliche Morgenanzüge wurden mir dargeboten; ich wählte den, der mir am meisten gefiel.

„Oh! wie schön seid ihr, meine Königinn!" sagte die Perserinn zu mir; „man sollte nicht errathen, daß ihr eine unangenehme Nacht zugebracht habt. Aber befehlet Wagen und Pferde zu einer Spazierfahrt, und vergesset nicht, daß hier, wo ihr seid, hundert Arme bereit sind, euch zu dienen, und daß die Wände Ohren haben."

Ich gab den Befehl, und auf der Stelle wiederholte eine unendlich liebliche Stimme:

„Wagen und Pferde für unsre Königinn!"

Im Augenblick stand, was ich verlangte, vor dem Thore meines Palasts. Als ich niemand sah, der den Wagen lenken sollte, fragte ich:

„Wer wird uns denn fahren?"

„Die Zügel," antwortete die Perserinn, „schweben auf dem Halse der Pferde, welche euch alsbald nach dem Orte führen werden, wohin ihr wollt."

„Ich will frische Luft schöpfen," sagte ich unwillkührlich. Hierauf schienen die Zügel emporgezogen zu werden, und der Wagen flog durch die Gefilde da-

hin, welche mir höchst reizend erschienen. Ich kam an große Gehöfte, und fragte nach ihrer Bestimmung.

„Hier sehet ihr," sagte die Perserinn zu mir, „den Ort für eure Elephanten, dort sind eure Kameele; da sind die Marställe, weiterhin die anderen Ställe."

„Aber," versetzte ich, „es gibt kein anderes menschliches Wesen hier, wozu dienen alle diese Thiere?"

„Es gibt hier," antwortete sie mir, „ebenso viel Menschen, als Thiere, aber sie haben hier nicht ihre eigene Gestalt, welche man ihnen nur wiedergibt, wenn es nöthig ist; außerdem bleiben sie hier unter der Gestalt des einen oder andern Thiers."

„Aber welche Grausamkeit!" versetzte ich.

„Haltet ein, meine Königinn," antwortete lebhaft die Perserinn; „ihr seid nunmehr zu dem Range der Geister erhoben, lernet nun die Menschen mit einem andern Auge betrachten, als bisher: meinet ihr nicht, daß dreiviertel von ihnen sehr glücklich sind, in ihrer Verwandlung von einem dunkeln aber sichern Triebe geleitet zu werden, der sie aller der Unfälle überhebt, in welche ihre falsche Vernünftelei sie stürzen würde? In dem Zustande, worin sie sich hier befinden, sind sie befreiet von den Erinnerungen der Vergangenheit, den Plagen der Gegenwart und den Befürchtungen der Zukunft; sie genießen, ohne durch den Gedanken gestört zu werden. Es gibt kein so

wünschenswerthes Dasein, als das eines Geistes oder eines dumpfen Thieres; die Mitteldinger sind in einem trostlosen Zustande: wahre Gegenstände des Mitleids für erleuchtete Wesen, sind sie nur zu sehr geeignet, der Spielball der Bösen zu werden."

Mein Geist vertiefte sich darin, das Wahre oder Falsche dieser Darstellung zu entdecken, als mein Verführer, schön wie der Tag, welcher ihn beleuchtete, auf einem stolzen Rosse erschien, welches er mit unglaublicher Anmuth lenkte. Er erreichte bald den Wagen, auf welchem wir saßen; schnell, wie ein Pfeil, schwang er sich in denselben, nachdem er von seinem Pferde gesprungen war. Mein Rausch war noch nicht verflogen, und er suchte ihn noch zu verstärken durch alles was irgend Einnehmendes in Gebärden, Schmeichelhaftes in Reden, Leidenschaftliches und Zärtliches in Blicke gelegt werden kann. Ich vergaß alle meine Beobachtungen und meines Traumes, um mich dem Zauber zu überlaßen, durch welchen ich hingerissen wurde.

Wir kehrten nach dem Palaste zurück. Obwohl ich einen Theil der Nacht beim Mahle zugebracht hatte, kam ich doch wieder mit verzehrendem Hunger zu Tische, der mit unglaublichem Ueberfluß und Köstlichkeit besetzt wurde, und überließ mich dem Vergnügen des Essens und Trinkens, wie ich bei dem nächtlichen Schmause gethan hatte, welchen ich für eine Täuschung ansah.

Ich betäubte meine Vernunft, und nährte nur meine thörichte und unglückselige Liebe. Aber schon mit dem übrigen Theil des Tages und der darauf folgenden Nacht sollte ich alles verrinnen sehen, was es Reizendes in dem Blendwerke meines Lebens gab, und ich sollte den begangenen Fehltritt und einige Augenblicke der Freude, welche er mir verschafft hatte, durch viele Thränen büßen.

Vierhundert und fünf und siebzigster Tag.

Ich vernahm am folgenden Morgen, daß die Perserinn abgereiset wäre; mein Kerkermeister, den ich noch für meinen Geliebten hielt, brachte mir die Nachricht davon. Zu gleicher Zeit kündigte er mir an, daß er selber genöthigt wäre, mich auf zwei Tage zu verlaßen; er gab mir eine Vorstellung der Vergnügungen, welche ich mir zu meiner Zerstreuung verschaffen könnte. Sie waren unendlich mannigfaltig; ich war die Herrinn vom Hause: meine Stimme konnte alles beleben, und nöthigenfalls ein Steinbild zum Sprechen bringen.

„Du mußt mir," fuhr er fort, „in meiner Arbeit helfen; hier sind Bücher, welche dir die Mittel dazu darbieten: belehrt, wie du schon bist, wird die

leichteste Beschäftigung damit für dich hinreichen, deine Fortschritte zu beschleunigen und dich zu vervollkommnen.

Aber während meiner Abwesenheit vergiß nicht, daß wir einander zugehören, und daß du nichts vornehmen darfst ohne mich, so wahr es ist, daß du hier alles thun kannst in meinem Namen."

Wir blieben noch einen Theil des Tages beisammen, und am Abend, vor Sonnenuntergang, verschwand er. Ich fühlte die Erde beben und hörte das Getöse eines unterirdischen Donners, wie in dem Augenblicke, wo der Berg sich aufgethan hatte, um uns den Durchgang durch seine Eingeweide zu gewähren.

Als ich mich allein sah, hatte ich nicht den Muth in der Einsamkeit, welche mich umgab, irgend etwas zu beleben: im Gegentheil fand ich sie der Stimmung angemessen, in welcher damals meine Seele und mein Geist sich befanden, und ich überließ mich gänzlich den Betrachtungen, welche ich bis dahin abgewiesen hatte.

Jener Zug der Vorsicht, welche die Perserinn gezwungen hatte, sich von mir zu entfernen, kam mir sehr befremdlich vor. Wodurch konnte eine Zauberinn mehr hier gefährlich werden, welche mir zur Gesellschaft, zur Tröstung, zur Rathgeberinn gedient hätte an einem Orte, wo alles prächtig war, und dessen Herr so mächtig erschien?

Dann fielen mir die Reden dieses Weibes wieder ein, welche bezweckten, mich zur Verachtung der Menschheit zu verleiten, von welcher sie mir vormals eine höhere Vorstellung zu geben suchte. Ich vergegenwärtigte mir wieder alle die mannigfaltigen Bilder, welche mir in meinem Traume waren gezeigt worden, unter andern jenes Bild des Baal, der meinen Gemahl, den Mograby, für seinen Vesyr anerkannt hatte: nichts stimmte hier zu der Vorstellung, welche ich mir von der Gottheit gemacht hatte. Ich erinnerte mich der Gespräche, welche ich gehört, der Unanständigkeiten, von welchen ich Zeuge gewesen, und der Wendung, deren mein Gemahl sich bedient hatte, sie zu entschuldigen.

„Glücklicherweise," sprach ich bei mir selber, „war alles das Täuschung, so wie es nur Täuschung war, daß ich so viel gegessen, weil ich bei meinem Erwachen so große Eßlust hatte."

Indessen fand ich in dem Ganzen dieses Traumes die Handlungen und Reden in solchem Zusammenge unter einander, daß sie auf einmal den Anschein einer Wahrheit annahmen, welche mich sehr in Verlegenheit setzte. Ermüdet von dem innern Widerstreit meiner eigenen Gedanken, legte ich mich früh zu Bette, und suchte meine Unruhe über meine wahre Lage dadurch zu beschwichtigen, daß ich mich dem Schlaf überließ, indem ich mich unwillkürlich jenes mehr als

widrigen Blicks erinnerte, welcher dem Mograby entschlüpft war, als ich ihm mein Misvergnügen über jenen Traum bezeigte.

„Himmel!" sprach ich bei mir selber, „das Licht und die Finsternis sind weniger einander entgegengesetzt, als die verschiedenen Blicke dieses Wesens; der eine entzündete mich in Liebe zu ihm, der andre vermöchte mir den Tod zu geben." Endlich versank ich in den Schlaf.

Die Bilder, welche sich mir jetzt im Traume darstellten, rührten anfangs von der Verwirrung her, in welcher meine Seele sich befand: es war der Mograby, strahlend wie die Sonne, und brennend von Liebe für mich. Ich gab mich seinen stürmischen Liebkosungen hin; er biß mich in die Wange, ich fühlte einen gräßlichen Schmerz, und wollte mich gegen ihn beklagen, daß er mir so wehe gethan hätte: aber da sah ich nur ein scheußliches Gespenst vor mir, dessen Blicke mich mit Schauder erfüllten. Er verwandelte sich in einen Tieger, um mich zu erwürgen.

Einen Augenblick darnach war es eine schreckliche Schlange, welche mir tausend Wunden versetzte, indem sie mich mit den Windungen ihres giftigen Leibes umschlang. Ich befand mich in einem Zustand unaussprechlichen Entsetzens; all mein Blut war in mei=

nen Adern erstarrt. Da erschien mir meine ehemalige Hofmeisterinn, und sagte zu mir:

„Ach, unglückliche Prinzessinn, du bist verloren! du hast den Koran verbrannt, um ihn deinem grimmigsten Feinde zu überliefern; erinnere dich, wenn du es vermagst, an die erste Zeile desselben:

„Gott allein ist Gott, und Mahomed ist sein Prophet!“

Indem sie diese Worte aussprach, verschwand sie.

Ich wiederholte dieselben, und wurde von meinem entsetzlichen Traumgesicht erlöst. Zugleich erwachte ich, und fühlte meinen ganzen Leib mit kaltem Schweiße bedeckt.

Man kann sich nicht vorstellen, welcher Schreck mich ergriffen hatte; meine erste Bewegung war, jemand zu Hülfe zu rufen: ich bedachte jedoch bald, daß ich nur von Feinden umringt sein konnte. Ich sprach von neuem innerlich die Worte aus, welche meine ehemalige Hofmeisterinn mir ins Gedächtnis zurückgerufen hatte, und glücklicherweise konnte ich wieder einschlafen, nachdem ich sie mehrmals wiederholt hatte.

Sobald es Tag war, stand ich auf; das erste beste Gewand, das mir in die Hand kam, war mir recht, und ich eilte allein hinaus ins Feld, ohne Beistand und ohne alle andre Gesellschaft und Hülfsmit-

tel, als mein Zauberstäbchen, von welchem ich Gebrauch zu machen gedachte.

„Der Mograby," sprach ich bei mir selber, „hat mir zwar verboten, ohne ihn etwas vorzunehmen: aber das Verbot eines Feindes ist nicht mehr zu achten, als sein Rath.

Wenn ich Ursache habe, alles zu fürchten, so ist es mir auch verstattet, alles anzuwenden, um mich aus der Gefahr zu befreien, in welche meine Unbesonnenheit mich gestürzt hat."

Vierhundert und sechs und siebzigster Tag.

Meine Macht hatte mir vorlängst einen Erdgeist unterworfen; er schien mir so wenig Verstand zu haben, daß ich ihm keine anderen Aufträge gab, als mir Blumen zu sammeln.

„Ich will ihm nur befehlen," sprach ich bei mir selber, „mich auf der Stelle von hier wegzuführen; das ist keine große Anstrengung für einen Geist, und er wird es mir wohl leisten; denn er ist mir nicht boshaft vorgekommen, ich habe ihn sogar gefällig gefunden."

Sobald ich meinen Entschluß gefaßt hatte, eilte ich mit schnellen Schritten nach der einsamsten Stelle, so zu finden war; als ich sie gefunden zu haben

glaubte, erhub ich, bevor ich mein Zauberstäbchen hervorzog, meine Stimme und rief laut aus:

„Wenn Augen und Ohren mich umgeben, so mögen sie vernehmen: Gott allein ist Gott, und Mahomed ist sein Prophet!"

Ich hörte ein dumpfes Getöse um mich her, Seufzer mischten sich drein; ich sah, daß meine Anrufung wirkte, und erwartete alles von dem, was ich im Sinne hatte. Ich zog mit meinem Stäbchen einen weiten Kreis um mich her, und schrieb rings um denselben die Worte, welche ich so kühn ausgesprochen hatte. Dann trat ich in den Mittelpunkt, zog hier einen andern kleinern Kreis um mich, und rief dreimal Kathety, indem ich in meinen Händen das Stäbchen umdrehte, dem ich ihn unterworfen hatte, und stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße, als ich sah, daß er mir nicht gehorchte.

Ich wiederholte fruchtlos meinen Ruf, und endlich, fast im Zorne, beschwur ich den widerspenstigen Geist in Mahomeds Namen. Da bildete sich ein Gewölk hoch über meinem Haupte; plötzlich senkte es sich herab, und zerriß mit einem Gekrache, gleich einem Donnerschlage. Es ließ in den größern Kreis, den ich gezogen hatte, einen unförmlichen Dunstklumpen niederfallen, aus welchem Kathety in seiner gewöhnlichen Gestalt hervortrat, aber so von Schrecken

erfüllt, daß seine Augen starrten und ihm die Haare zu Berge standen.

„Ungehorsamer Geist," sprach ich zu ihm, „wer hat dich taub gemacht für meinen Ruf?"

„Gebieterinn," antwortete mir das zitternd vor mir stehende Wesen, „ich gehorche auch jetzo noch nicht von selber, ich bin von einer höhern Macht hieher geführt worden.

Wie hätte ich die Schranken durchbrechen können, welche jedem andern Geiste, als denen, die der Mograby sich unterworfen hat, den Eingang in dieses Gebiet verwehren?

Wie hätte ich, den seine Mutter so lange in Gefangenschaft gehalten hat, mich der Gefahr aussetzen sollen, wieder unter das Joch der härtesten, der scheußlichsten Sklaverei zu sinken? Denn nur eine solche gibt es bei ihm; und derselben hast du selber dich unterworfen, unbesonnene und unglückliche Prinzessinn!"

Erstaunt darüber, diesen Kathety also reden zu hören, den ich für unfähig gehalten hatte, zwei Vorstellungen zusammen zu fassen, sagte ich zu ihm:

„Warum hast du, Unseliger, als die Persische Sklavinn mich jene Blumensträuße winden lehrte, die mich zu Grunde gerichtet haben, mich nicht vor der Gefahr gewarnt, welcher ich mich aussetzte?"

„Ich hätte Gefahr gelaufen;" antwortete Kathety, „durch sie dem Mograby überliefert zu werden.

Weißt du denn noch nicht, daß sie seine Sklavinn ist? sie ist die Tochter eines Königs und einer Königinn, wie du, und seit langer Zeit das Spielzeug derselben Launen, denen du dich preisgegeben hast: ich habe vor ihr den Blödsinnigen spielen müßen, um ihrer Aufmerksamkeit zu entschlüpfen."

„Wohlan!" erwiederte ich, „da du nicht bist, wofür ich dich hielt, so bringe mich auf der Stelle von hinnen, denselben Weg, den du hergekommen bist."

„Die Sklaven Mahomeds," versetzte der Geist, „haben mich in ein Gewölk gehüllt und mich hier herabgeworfen, wo du mich siehst. Meiner Natur nach kann ich selber ihn wieder verlaßen: aber ich vermöchte auch nicht einen Strohhalm, der dem Mograby angehörte, mit zu nehmen. —

Prinzessinn," fügte er hinzu, „meine Knechtschaft und meine Dienste sind dir fortan unbrauchbar: aber die Weisungen, welche ich dir geben kann, werden es nicht sein. Ich habe diesen Ort gründen sehen, wo du dich gegenwärtig befindest.

Ich war damals Sklave der Yandar, der Mutter des Mograby. Kann ich dich auch nicht der Gefahr entreißen, in welche du dich gestürzt hast, so kann ich sie dir doch zeigen und dich auffordern, sie um so mehr mit Standhaftigkeit zu ertragen, als es scheint, daß Mahomed dich nicht verlaßen hat, wie so viele Andere.

Gib mir meine Freiheit wieder, ich verspreche dir, keinen Misbrauch davon zu machen; ich bin es müde, durch Böses thun mich der Gefahr auszusetzen, noch unendlich mehr Böses zu leiden, als ich Andern zufüge. Man hat mir Zeit gelaßen nachzudenken, in jenem harten Gefängnisse, worin ich versperrt war, und welches ich kaum verlaßen hatte, als ein Zufall deine Augen auf mein Zeichen lenkte, und dich veranlaßte, mich dir zu unterwerfen.

Edelmüthige und unglückselige Prinzessinn, nenne mich nicht Kathety, sondern Kardasch, das ist mein wahrer Name; sprich, indem du mich mit deinem Stäbchen auf die Stirn schlägst:

„Kardasch, ich schenke dir die Freiheit, und übergebe dich den Händen derjenigen, die dich hieher gebracht haben!"

Und augenblicklich will ich, von aller Furcht befreiet, dir alles berichten, was dich aufklären kann."

Entrüstet gegen die Schwarzkunst, deren Kenntnis und Erforschung mein Unglück gemacht hatte, stand ich nicht an, die Bitte des Geistes zu erfüllen; ist streckte den Arm aus, schlug mit meinem Stäbchen Kardaschs Haupt, und sprach dabei die mir von ihm vorgesagten Worte aus.

„Nunmehr," sagte der Geist, „will ich es versuchen, dir meine Dankbarkeit zu beweisen. Zuvörderst, meine Prinzessinn, wünsche ich dir Glück, daß du mich

zufällig an einem Freitage gerufen hast, an welchem Tage der Mograby und die Seinigen unmächtig sind, ohne daß wir die Ursache davon wissen. Er kann an diesem Tage nicht hieher zurückkehren, weil er, wie gewöhnlich, der Natur Gewalt angethan hat, um diesen Ort zu verlaßen: also habe ich Zeit, dir von ihm zu erzählen, und du wirst Muße haben, darüber nachzudenken. Ich beginne mit der Geschichte seiner Geburt.

Geschichte der Geburt des Mograby.

Vierhundert und sieben und siebzigster Tag.

In der Stadt Harenaï in Afrika lebte ein verwaister Jüngling, der ein anständiges Vermögen besaß, von sehr schöner Gestalt war, und besonders nicht jene bräunliche Farbe hatte, welche den Afrikanern eigen ist.

Er führte eine sitzende Lebensart, liebte die Bücher und hatte bis dahin noch kein Gefallen an Frauen bezeigt. Sein Vergnügen bestand in der Sorgfalt für den Landbau seines Erbes, und unter andern für eine ansehnliche Pflanzung von Oelbäumen, welche rings

um ein artiges kleines Landhaus, eine halbe Tagereise von Harenaï angelegt war.

Zweimal wöchentlich bestieg Hal-il-Mograby morgens sein Kameel, und nahm Vorrath für den ganzen Tag mit; er brachte diesen damit zu, die Pflege seiner Bäume zu leiten oder die Früchte derselben einsammeln zu laßen. Wenn die Hitze des Tages ihm zu drückend war, begab er sich in eine Bogenlaube von Wein, welche von einer vollströmenden, in ein weites und tiefes Becken sich ergießenden Quelle bewässert war.

Eines Tages, als er unter diesem Laubgitter schlief, erschien ihm im Traum eine Frau von wunderbarer Schönheit, und die Reize, in welchen sie strahlte, trafen ihn um so stärker, als es eine Seltenheit ist, dergleichen unter den Afrikanerinnen zu finden. Dieses entzückende Wesen neigte sich über ihn, ihn zu umarmen, und brachte auf die Sinne und die Seele des Schläfers einen so lebhaften und so plötzlichen Eindruck hervor, daß er sich erhub, um den Liebkosungen entgegen zu eilen, welche die schöne Frau ihm erzeigen wollte. Er wachte auf, und wähnte sie in seinen Armen zu halten, aber er drückte nichts als die Luft an sich: nur glaubte er ein leichtes Flämmchen zu gewahren, welches auf der Stelle emporstieg und verschwand.

Von diesem Augenblick an vermochte der verliebte Hal-il-Mograby nicht mehr seine Gedanken von dem bezaubernden Bilde abzuwenden, welches sich seines Herzens bemächtigt hatte:

„Du lebest," rief er aus, „göttliches Wesen! du bist kein täuschendes Traumbild. Du streckteſt deine schönen Arme nach mir aus; deine Augen schienen von Liebe erfüllt; du hast in mir eine Leidenschaft erregt, welche mir das Leben kosten wird, wenn du mich nicht würdigst, meinen Augen wieder zu erscheinen."

Hal-il-Mograby's Kameel weidete ruhig auf der Wiese, aber sein Herr hatte alle Lust zum Essen und Trinken verloren. Die Augen fest auf die Stelle geheftet, wo er das Licht hatte erscheinen sehen, sprach er unaufhörlich zu dem Zaubergebilde, von welchem seine Seele eingenommen war, und unterbrach sich nur, um seinen Seufzern und Thränen freien Lauf zu laßen.

Drei Tage waren verstrichen, ohne daß er einige Nahrung zu sich genommen, ohne daß er ein Auge geschlossen hatte; endlich hatte ihn die Erschöpfung in eine Art von traumähnlichen Zustand versetzt, da hörte er eine liebliche und wohllautende Stimme, die zu ihm sagte:

„Yandar, die Königinn der Geister, kann sich keinem Anbeter des falschen Propheten Mahomed offenbaren.

Verbrenne und verfluche den Koran, in welchem du so fleißig liesest, bete das mächtigste aller Wesen nächst Gott an, nämlich, meinen Ahnherrn, den großen Kokopilesobeh; und wenn du schwörest, mir getreu zu sein bis in den Tod, so kann ich wohl deine Gattinn werden.“

Hal-il-Mograby erwachte und rief aus:

„Ja, theures Wesen, das mich bezaubert hat, ich will alles thun, was du mir gebietest: ich verfluche von Stund' an den Betrüger Mahomed und alle seine Werke!“

„Wohlan!“ hub die unsichtbare Stimme wieder an, aber mit einem Tone, der geeignet war, bis zum Herzen zu dringen, „mein theurer Hal-il-Mograby, kehre heim nach Harenaï, errichte in deinem Hause einen Altar, opfere nächsten Freitag dem großen Kokopilesobeh eine Kuh, wirf den Koran in ein Kohlenbecken, dessen Glut du so stark als möglich angefacht hast, gelobe deiner zärtlichen Yandar Treue, und sobald die Asche des verfluchten Korans in alle vier Winde zerstreuet worden, ist die Geliebte dein.“

Der Afrikaner fühlte sich alsbald stark genug das Bette zu verlaßen, an welches die Kraftlosigkeit ihn wie gefesselt hielt; er fiel gierig über die noch übri-

gen Speisen her, welche er mitgebracht hatte, kehrte schleunig nach Harenaï zurück, errichtete in dem geheimsten Winkel seines Hauses einen Altar, vollzog dort das ihm befohlene Opfer, und kaum war die letzte Hand voll Asche, welche er zerstreuen sollte, seinen Händen entfahren, als er sich in einen prächtigen Palast versetzt fand, und der Gemahl der Yandar ward.

Der Fleiß, welchen er bisher dem Landbau und der Wissenschaft gewidmet, hatte nun einen ganz andern Gegenstand gefunden; Yandar war seine Lehrmeisterinn, und er ward bald einer der gefährlichsten Schwarzkünstler auf Erden.

Niemals hatten wir härtere Gebieter, als ihn und seine Gattinn; niemals hatte Kokopilesobeh ergebenere Diener. Ich habe davon die unselige Erfahrung gemacht: ich war boshaft von Geburt, und sie züchtigten mich, weil ich es noch nicht genug war.

Diese beiden sind es, Prinzessinn, welche in Afrika den so furchtbaren Dom-Daniel gegründet, und darin die hohe Schule der Schwarzkunst gestiftet haben, welche die Geister meiner unglückseligen Gattung verknechtet und die Welt verwüstet; durch sie ist Afrika mit scheußlichen Ungeheuern bevölkert worden. Aber die Bemühungen der grausamen Yandar und ihres Gatten würden die verderbliche Anstalt, welche sie gegründet, und deren Grundpfeiler unter dem Meere

stehn, nicht zum Gipfel der Vollendung geführt haben, wenn sie nicht den Mograby zum Nachfolger gehabt hätten, welchen du dir zum Gemahl erkoren hast.

Dieser vereinigte die Bosheit mit der Falschheit und mit allen den scheußlichen Eigenschaften, womit er schon bei der Geburt ausgestattet wurde; alles was sein Vater und seine Mutter davon besaßen, haben sie auf ihn vererbt, und alle Vorkehrungen getroffen, daß diese Gaben unwandelbar in ihm erhalten wurden.

Ich will dir sogleich mehr davon sagen. Ich hatte unglücklicherweise Gelegenheit, in ihre Geheimnisse einzudringen, besonders nach dem Tode Hal-il-Mograby's, und kann mich nicht anders an ihnen rächen, als daß ich sie dir enthülle, in der Hoffnung, daß du unter dem Schutze, in welchem du stehst, dereinst das Gebäude ihrer Bosheit zertrümmern könnest.

Welche Anstrengungen Yandar auch machte, das Leben eines ihrer so würdigen Gatten zu erhalten, dennoch konnte sie seine Tage nicht verlängern, die gezählt waren; sie hatte ihn zum Herrn von halb Afrika gemacht. In Harenaï, das seine Hauptstadt geworden war, stellte sie ihm eine Leichenfeier an, welche eines so großen Königs würdig gewesen wäre, und bewahrte seine Asche, um sie mit der Asche des Leibes zu vermischen, welchen sie selber bald den Elementen zurückgeben mußte, weil sie denselben nur aus Liebe zu ihm angenommen hatte. Unterdessen ließ sie durch

uns andere Geister das Grabmal erbauen, welches die Urne, worin ihre beider Asche vermischt ruhen würde, einschließen sollte.

Ich war glücklicherweise einer der Aufseher dieses Baues; es waren noch nicht zwei Drittel davon ausgeführt, als ein leichtes Versehen von meiner Seite mir den Zorn meiner abscheulichen Gebieterinn zuzog. Ich will dir nicht den Anlaß ihrer Entrüstung erzählen: aber auf folgende Weise züchtigte sie mich.

Vierhundert und acht und siebzigster Tag.

Sie machte allerlei Versuche, eine Urne zu bereiten, welche diese vermischte Asche enthalten sollte, um sie unverletzlich zu machen; da zwang sie mich in eine von diesen Urnen hinein, verschloß mich darin, versiegelte sie im Namen Kokopilesobehs, und ließ mich so in den Persischen Meerbusen stürzen, wo ich, in einer unsäglich gezwungenen Lage, die Umwälzungen der Zeiten und Dinge hätte abwarten müßen, wenn der Zufall nicht Taucher der Perlenfischer an einen Ort geführt hätte, wo eigentlich keine Perlen zu vermuthen waren, wegen seiner Tiefe.

Sie brachten mich herauf, zerbrachen die Urne, die mich versperrte, und ich sah, wider alle Erwartung, das Tageslicht wieder. Ich bekenne, daß meine

erste Sorge war, zu erfahren, was aus meiner grausamen Feindinn und ihrem Sohne geworden. Ich vernahm von anderen Geistern, die an der Vollendung ihrer Werke geholfen hatten, alle die Vorkehrungen, welche sie getroffen, um die Bezauberung zu vollenden, wodurch dem Mograby die unumschränkte Gewalt gesichert wird, welche er gegenwärtig noch zu deinem und so vieler Anderen Unglück ausübt. Ich vernahm, daß sie die letzte Hand an die Einrichtung der Zauberwohnung gelegt, in welcher wir uns befinden; daß er, schon Beherrscher von ganz Afrika, dessen Könige nur seine Statthalter sind, darauf bedacht wäre, hier Kräfte aller Art zu versammeln, um wo möglich sich der ganzen Erde zu bemächtigen. Ich erfuhr endlich die vornehmsten Bezauberungen, welche dieser Ort einschließt; man gab mir eine vollständige Schilderung seiner Entwürfe und seiner Hülfsmittel.

Er nöthigt, so viel er vermag, die Könige der Erde, ihm ihre erstgebornen Söhne abzutreten, um sich Werkzeuge von der größten Stärke zu verschaffen. Aber um Unterthanen aller Art zu bekommen, umschweift er stäts alle diejenigen, die ihm misvergnügt erscheinen. Wenn es zum Beispiel einem durch seine Kinder unglücklich gewordenen Vater begegnet, diese zu verfluchen, so wirft er sich sogleich auf diese Beute; wenn hingegen die Verfluchung von dem mit seinem Vater unzufriedenen Kinde ausgeht, so wird ebenfalls

das Kind seine Beute; geräth ein Mann gegen seine Frau in Zorn, so hütet der Mograby sich wohl, sich gleich drein zu mischen, sondern er wartet den Augenblick ab, wo der Mann aufs Aeußerste getrieben und gezwungen ist, sich selber zu verfluchen.

Was soll ich dir mehr sagen? eine Karavane macht sich auf, um nach Oberägypten zu ziehen, mitten durch glühende Sandwüsten: er besteigt den den Wind Schirak, *) um sie schneller dorthin zu führen und zu verderben. Wenn diese unglückselige Schaar zur Verzweiflung gebracht ist, so bietet er sich als ein Retter dar, aber als ein so eigennütziger, daß man sich ihm, dem Satanai, und dem großen Kokopilesobeh, seinem Herrn, ergeben muß, um Hülfe zu erlangen, und aus der Wüste geführt zu werden: die Karavane gelangt dann nicht weiter, als bis in sein Gebiet; und wenn sie dort ist, so zählt man, anstatt zwei oder drei hundert Lastthiere, deren vier hundert, weil er die Führer derselben, so wie die Kaufleute, in Thiere verwandelt hat.

Wenn er einem Fürsten seinen Sohn oder seine Tochter entrissen hat, und er sie eben so verderbt zu machen vermag, wie er selber ist, so macht er sie zu seinen Sklaven. So sind sein Iladsch-Kadahé,

*) Italienisch Scirocco.

seine Medschine, und die Perserinn, welche letzte du um dich gehabt hast, eben so viel Söhne und Töchter von Königen; und ich könnte dir noch mehr dergleichen nennen. Diejenigen aber, die er nicht gänzlich verderben kann, wirft er in einen Brunnen, dessen Verzauberung ich dir noch, samt den übrigen Zauberwerken, erklären werde.

Uebrigens ist der Mograby, schön von Geburt, doch so scheußlich geworden, wie seine Seele; er ist abgelebt, über sein Alter, welches schon anderthalb Jahrhunderte überschreitet; sein menschlicher Leib ist nur noch ein Unding; aber er nimmt mit unglaublicher Leichtigkeit allerlei Gestalten an: sein Blick allein kann ihn entlarven.

Dieß ist, Prinzessinn, das scheußliche Bildnis des Ungeheuers, in dessen Hände du gefallen bist, und von dem du die gräulichste Behandlung zu gewärtigen hast: aber ich vertraue auf dein Gestirn, auf euern Muth, und empfehle euch unser aller Rache."

Fortsetzung

der

Geschichte der Königstochter von Aegypten,

genannt Planeten-Schwester.

Kardasch hielt hier einen Augenblick inne, sodann lehrte er mich mit der größten Genauigkeit das Geheimnis, wie ich alle Bezauberungen dieses Schauspiels zerstören könnte, wenn ich so glücklich wäre, Gehülfen dabei zu finden.

Er drang in mich, ihn zu entlassen, aber ich verlangte, daß er mir noch besser erklärte, als er schon gethan hatte, warum er, der so unterrichtet war, sich

gegen mich so beschränkt gezeigt hätte; warum er mir unter einem angenommenen Namen erschienen wäre.

„Prinzessinn," antwortete er mir, „ich war von Schrecken ergriffen, als ich mich von einer Schülerinn der Neakia, vormals Prinzessinn von Aderbeidschan, *) gegenwärtig Mograbys Sklavinn, beschworen sah.

Wenn diese letzte mich erkannt, wenn sie ihrem Meister entdeckt hätte, daß ein Zufall mich aus meinem Gefängnis erlöset hätte, so würde er mich verfolgt haben, um mich auf der Stelle in ein noch härteres Gefängnis zu versperren; aus Furcht befürchtet haben, daß ich die Geheimnisse seiner Mutter und seine eigenen verrathen möchte, wie ich denn jetzo wirklich thue.

Der Zufall ließ deinen Blick, beim durchlaufen deiner Bücher, bei meinem Zeichen verweilen; du schriebst es in einen Zauberkreis, und beschwurst den an dieses Zeichen gebundenen Geist, vor dir zu erscheinen. Ich war gezwungen zu gehorchen: aber um der Gefahr zu entgehen, womit ich mich bedrohet sah, nahm ich den Namen und die Gebärde eines der Blödsinnigsten unter uns Geistern an, nämlich des Kathety, der auf der Erde umher kriecht, und sich damit beschäftigt, Träume für diejenigen anzufertigen, denen ihr Gedächt-

---

*) Name eines Persischen Landes.

nis und ihre Einbildungskraft keine zu schaffen vermag. Ich ahmte seinen Blödsinn so gut nach, daß Neakia, der du mich ebenso beschriebst, dadurch getäuscht wurde. Du warest zu dieser Zeit damit beschäftigt, Blumensträuße zu winden; deine Hofmeisterinn fand mich sehr brauchbar dazu, die Blumen herbei zu schaffen, deren du dich bedienen solltest, unter der Bedingung, daß ich nicht das geringste von dem meinigen in die Zusammensetzung mischte, welche sie dich sollte machen lassen. Dieses unselige Geschöpf hat dir viel böses gethan: erinnere dich des Kranzes, welchen du dem Mograby geschenkt hast, und seines Blumengürtels, womit er dich umschlungen hat; er hat dir beide alsbald wieder entzogen: es sind die beiden Sinnbilder des verhängnisvollen Knotens, welcher dich an ihn geknüpft hat; du wirst sie aber gewiß beide wiedersehen, und dann gib wohl Acht, was man damit vornimmt."

„Aber Kardasch," sagte ich zu ihm, „kannst du mir keine Mittel angeben, mich den Bezauberungen zu entziehen, womit ich bedrohet bin?" —

„Nein, Prinzessinn, weil es unmöglich ist, voraus zu sehen, was unser grimmiger Feind beginnen wird.

Vierhundert und neun und siebzigster Tag.

Anlangend die Bezauberungen, welche hier und bei der Stadt Harenaï von seiner Mutter und von ihm

gemacht sind, so will ich sie dir alle enthüllen, so wie die Mittel, sie zu vernichten; laß dir von mir lieber zweimal wiederholen, was dir schwer zu behalten scheint, als daß du in Gefahr kommest, ein Wort davon zu vergessen: denn jedes ist dabei wesentlich und unentbehrlich."

Hierauf entdeckte er mir alle Geheimnisse, welche dieser Ort umschließt. Bei jeder Enthüllung dieser Arbeiten, welche des ersten Vesyrs des Fürsten der Finsternis würdig sind, schauderte mich; endlich hatte ich doch den Muth, ihm noch eine letzte Frage zu thun, wegen meines Traumes, in welchem ich so auffallende Dinge gesehen hatte.

„Du hast nicht geträumt," sagte Kardasch; „er hat dich unter das Meer in die Gewölbe versetzt, welche mit dem Dom-Daniel von Tunis in Verbindung stehen. Du hast den Asmodius *) gesehen, einen der Fürsten Kokopilesobehs, und eine Zusammenkunft der Zaubererer, wie sie daselbst bei abnehmendem Monde gehalten wird. Er hat versucht, dich in seine verruchte Lebensweise einzuweihen und dir Geschmack daran beizubringen."

Es währte schon lange, daß Kardasch so mit mir redete; ich hörte ihm stehend zu, und meine Knie begannen unter mir zu wanken.

---

*) Vgl. Bd. 5, Tag 328.

„Du ermattest, Prinzessinn," sprach er; „aber du mußt deinen Muth zusammen raffen. Wir sind sicher, daß unser Gespräch tausend entfernte Zeugen hat, die zwar nichts von dem vernehmen, was ich dir sage, weil der Kreis, welcher uns umschließt, unsere Worte nicht zu ihren Ohren gelangen läßt: aber du wirst von allen den Sklaven und Genossen, welche der Mograby hier hat, verrathen werden, und ich würde verloren sein, wenn es nicht in deiner Gewalt stände, mich zu retten. Vergilt mir den Dienst, welchen ich dir jetzt geleistet habe, indem du ganz laut folgende Anrufung und Befehl aussprichst:

„Ihr Geister, Sklaven des großen Mahomed! die ihr den Kardasch gezwungen habt, hieher zu kommen, führet diesen Sklaven zu den Füßen der Fürsten des großen Salomon."

Sobald ich dann hier heraus bin, so zerbrich diesen Zauberkreis, und wenn du noch besser thun willst, auch deine Zauberruthe, weil sie dir dennoch entrissen würde."

Ich that ohne Bedenken, was Kardasch empfohlen hatte zu thun. Ich sah ihn durch dasselbe Gewölk hinweg geführt werden, aus welchem er so plötzlich herab gefallen war; ich zerstörte mein Werk, brach mein Stäbchen in Stücken, und kehrte nach meinem Zimmer zurück, indem ich, um mich zu stärken, die erste Zeile des Korans wiederholte, welche meine vor-

malige Hofmeisterinn mir wieder ins Gedächtnis gerufen hatte.

Vielleicht war es eine Wirkung meiner aufgeregten Einbildungskraft, aber, so wie ich vorwärts schritt, um mich aufs Bette zu werfen, war es mir, als hörte ich ein Getöse um meine Ohren, welches wie ein verhöhnendes Gemurmel klang. Ich trat in mein Zimmer, warf mich auf mein Bette, angekleidet wie ich war, ohne irgend eine Hülfe herbeizurufen. Der einzige Trost, den ich hier suchte, war, mein von Schmerz und Bitterkeit erfülltes Herz zu Gott und seinem Propheten zu erheben: aber die darauf lastende Vorstellung meiner Abtrünnigkeit war ein ungeheures Gewicht, welches dasselbe zu Boden drückte; es war mir unmöglich, die Augen zum Himmel auf zu heben, die Arme zu ihm emporzustrecken, ich war ganz regungslos. Bald umhüllte mich die Dunkelheit der Nacht, und niemals war sie mir fürchterlicher vorgekommen. Das um mich herrschende Stillschweigen machte sie mir noch graunvoller; die ganze Schöpfung schien mich meiner Angst, meiner Reue, meinen Gewissensbissen zu überlassen. Ich habe seitdem durch die an mir verübten Unmenschlichkeiten unendlich gelitten, aber niemals so viel, als in dieser gräßlichen Nacht.

Endlich erschien der Tag und brachte einige Veränderung in meiner Lage hervor. Meine Seele fühlte sich beim Anblick der Gegenstände, welche er um mich

her beleuchtete, wieder etwas belebt: aber bald betrachtete ich mit Entsetzen diese Anhäufung von Reichthümern, welche schon zur Verführung so vieler Anderen mitwirken mußten, und es fiel mir ein, alles was ich um mich sähe, mit meiner Zauberruthe zu schlagen, aus meinem Zimmer ein dem Tage unzugängliches Grabmal und aus meinem Bette einen Sarg zu machen, und die Rache des Wüthrichs zu verhöhnen, indem ich ihr zuvor käme.

Ich richtete mich auf im Bette, um meinen Vorsatz auszuführen: aber da erinnerte ich mich, daß ich meine Zauberruthe zerbrochen hatte. Ein Gedanke befreite mich aus diesem peinlichen Zustande: Kardasch hatte mir Geheimnisse mitgetheilt, deren Gebrauch dereinst zur Rache des Himmels und der Erde mitwirken könnte, indem dadurch die Vertilgung des Ungeheuers erleichtert würde.

„Wohlan!“ sprach ich jetzo zu mir selber, „so trotze denn allen Grausamkeiten, welche dein unmenschlicher Feind an dir ausüben mag; erhalte dich, um eines Tages, wenn es sein soll, das Werkzeug seines Unterganges zu sein; erinnere dich sorgfältig alles dessen, was dir gesagt worden, grabe es in dein Gedächtnis ein, dergestalt, daß nichts es daraus verwischen kann.“

Von Stund' an wiederholte ich mir unaufhörlich die Belehrung des Geistes und verwandte einen so stä-

tigen Fleiß darauf, daß alle Worte der Beschwörungen, welche mir vorgesagt worden, sich fest in einander verketteten. Der Tag ging zu Ende, und ich war noch mit dieser Arbeit beschäftigt, als das Erdbeben mir die Rückkehr des Mograby ankündigte.

Ich dachte, daß er mit Blitzesschnelle auf mich einfahren würde; ich täuschte mich: er wurde ohne Zweifel durch die Berichte aufgehalten, welche seine Späher ihm erstatteten. Endlich erschien er; nimmer sah man eine entsetzlichere und seltsamere Verzerrung, als jetzt an ihm ausbrach, in dem Widerstreite zwischen dem Glanz und der Hoheit, welche er seiner Gestalt ertheilen wollte, und der grimmigen Leidenschaft, welche in ihm wüthete.

„Treuloses Weib!“ redete er mich an: „du verbindest dich mit meinen Feinden! du ziehst Kreise, um die unreinen Geister Mahomeds bei mir eintreten zu lassen: empfang die Strafe deines Frevels.“

Vierhundert und achtzigster Tag.

Zu gleicher Zeit schlang er mir den Blumenkranz, welchen ich ihm an unserm verhängnisvollen Hochzeittage gegeben hatte, um den Hals, und den Blumengürtel, womit er mich damals umwunden hatte, um

die Beine, ohne daß ich mich dem widersetzen konnte. Hierauf hauchte er mich nur an, und ich war in einen Vogel verwandelt, wie ihr mich noch sehet; dieses Halsband von grünen, rothen und gelben Federn, welches ihr um meinen Hals bemerket, ist mein Blumenkranz; aus dem Blumengürtel ist diese Kette geworden, welche meinen Fuß fesselt.

Der Wüthrich schleppte mich hierauf an dieser Kette nach dem Gemache, welches ihr kennet, er schlug die dort stehende Bildsäule ins Gesicht, ließ sich die Thüre des Vogelhauses öffnen, und befestigte mich auf der Stange, auf welcher ich noch sitze. Durch die Kunde welche ich habe, weiß ich, daß es mir unmöglich ist, die menschliche Gestalt und Freiheit anders, als durch seinen Tod, wieder zu erhalten: das ist die Folge meines begangenen Fehltritts, als ich ihn, aus eigener Bewegung, zum unbeschränkten Herrn meiner Selbst gemacht habe.

Noch verliebt in mich, wie ihr vernehmen werdet, hat er nicht für gut befunden, mich der Vernunft zu berauben, wie alle die Wesen, in deren Mitte ich mich befand; er wollte, daß die schreckliche Langeweile meiner Lage mich dahin brächte, ihn um Gnade zu bitten und wieder mit ihm als seine Gattinn zu leben, wenn auch nicht am Tage, doch wenigstens des Nachts. Es war demnach dem Prinzen von Syrien möglich, mir die Sprache wieder zu geben.

Als der Mograby mich in dem Vogelhause allein gelassen hatte, mitten unter den andern Vögeln, wollte ich Gott und Mahomed preisen für die Befreiung von der Gegenwart meines bösen Feindes: aber ich brachte nur das dem Vogel eigene Geschrei hervor, dessen Gestalt ich hatte, und sprach deutlich das Wort Hara aus, welches sogleich alle Vögel des Vogelhauses wiederholten.

Ich wähnte, sie hätten ihren Verstand behalten, so wie ich, ungeachtet dessen, was mir Kardasch von dem dumpfen Zustande gesagt hatte, worin alle menschlichen Wesen hier mit ihrer Verwandlung versetzt worden: aber ich habe mich seitdem überzeugt, daß ihnen nur die hohle Fähigkeit geblieben war, das Wort zu wiederholen, welches eben ausgesprochen wurde, oder das sie am häufigsten gehört hatten.

Auf meiner Stange sitzend, begann ich über meinen Zustand nachzudenken. Bis auf meine Kette, glaubte ich ihn dem der übrigen Thiere ähnlich, die mich umgaben, und fand ihn erträglicher, als denjenigen, in welchen zuvor meine Angst mich versenkt hatte: wie viel vorzüglicher erschien er mir, als der Gräuel, mich den Liebkosungen meines grausamen und gottlosen Räubers ausgesetzt zu sehen! Aber, ach! ich täuschte mich sehr: ich war keinesweges davon befreiet.

Zwei Tage gingen hin, ohne daß er meinen Blick durch seine verhaßte Gegenwart beleidigte. Am Abend

des dritten trat er in das Vogelhaus, indem er so viel als möglich die Gestalt und das Wesen festhielt, wodurch er mich verführt hatte.

„Planeten-Schwester," sprach er zu mir, „du hast dich sehr gegen mich vergangen, du bist von Baal abgefallen, aber mein Herz ist gebrochen durch die strenge Züchtigung, welche ich genöthigt war, an dir zu vollstrecken; ich gebe dir deine menschliche Gestalt wieder, komm und theile mein Bette mit mir, betrage dich als gehorsame Gattin gegen mich; und wenn du dein Unrecht lebhaft fühlst, wenn du mir versprichst, allem zu entsagen, was die verruchte, welche man dir zuerst zur Hofmeisterinn gegeben, dich gelehrt hat, so will ich es versuchen, den Gott zu besänftigen, welchen du beleidigt hast."

Mit diesen Worten warf er einige Körner auf ein Rauchfaß, und machte die Kette von der Stange los, auf welcher ich saß: da stand ich ganz nackt und aufrecht vor ihm.

„Gräulicher Mograby!" sagte ich zu ihm, „ich will nichts mehr, weder von dir, noch von deiner Leidenschaft, noch von deinem Baal hören, der mich dir überliefert hat: gib mich meinem Vater wieder, und mache, daß ich dein vergessen kann."

Die Kaltblütigkeit und Trockenheit meiner Antwort setzte meinen Verderber in Wuth.

„Fort, folge mir Weib," sprach er zu mir, „du, viel gräulicher, als ich!"

Damit schleppte er mich bei der Kette weg, welche mir an den Füßen geblieben war. Ich wollte Widerstand thun, aber er würgte mich mit einer andern Kette, welche ich um den Hals hatte, und verursachte mir unsägliche Schmerzen, und so wurde ich auf sein Bette getragen.

Er nahte sich, mir zu liebkosen; ich wollte ihm ins Gesicht speien, aber alle meine Kräfte waren gelähmt; es blieb mir nur noch der freie Gebrauch des Gesichts, des Geruchs und des Gehörs, und alle drei litten Höllenpein.

Ich sah das scheußliche Ungeheuer, welches nur die Einbildungskraft im Wahnsinn erzeugen kann; ich war davon verpestet, und mein Ohr wurde durch einen Strom von Schimpfreden und Gotteslästerungen verwundet. In diesem Zustande war ich gezwungen, die gräßlichen Liebkosungen des Unmenschen zu dulden, dem ich durch meine Vernichtung gänzlich verfallen war.

Der entsetzliche Auftritt, welchen ich euch hier beschrieben habe, wiederholt sich nun seit fünf Jahren täglich, mit noch scheußlichern Umständen. Ich habe nur Ruhe, wenn er genöthigt ist, sich zu entfernen, um sich mit der Fortsetzung seiner verruchten Entwürfe zu beschäftigen, oder sich unter den Grund des Meeres

zu begeben, um sich in dem Kothe seines scheußlichen Asmodius zu wälzen.

Wenn die Erde bebt und mir die Wiederkehr des Wüthrichs ankündigt, dann würde ich mir das Herz durchbohren, wenn mein Schnabel ein Schwert wäre: aber ich erkenne heute die Wohlthat der Vorsehung, welche mir alle Mittel benahm, mich umzubringen, damit ich die unbesiegbaren Waffen den Händen meines Retters überliefere, welchen sie mir in einem Lieblinge Mahomeds, in dem Prinzen Habed-il-Ruman, hergesandt hat.

Jüngling, den der Himmel zum Rächer der Menschheit auserseben hat," fügte die Prinzessinn von Aegypten hinzu, indem sie sich zu dem Prinzen von Syrien wandte, „du mußt dich sogleich aufmachen, um dich der Asche Hal-il-Mograby's und der Yandar zu bemächtigen, welche unter der Ebene am östlichen Eingange der Stadt Harenaï verborgen liegt: vernimm das Mittel, mit der nöthigen Eile dorthin zu gelangen.

In dem Baumgarten, welchen du kennst, befindet sich ein Vogel, genannt Fesseffé: vor Zeiten schickte ihn Salomon nach dem Berge Libanon, um ihm dort das Holz zu holen, aus welchem er seinen Herrscherstab machen wollte; seitdem ist er diesem Propheten stäts werth geblieben, der Gefallen daran gefunden hat, sein Herz, sein Fleisch und sein Gefieder mit

besonderen Eigenschaften zu begaben. Dieser Vogel ist schwerfällig, gleich dem Strauße, ist er wehrlos: die fünf Prinzen müßen dich begleiten; ihr umringet ihn, und rufet alle sechse zugleich:

„Laß dich fangen, im Namen Salomons, zum Dienste des großen Propheten!"

Alsobald wird er euch in die Hände laufen. Machet euch kein Bedenken, ihn zu tödten; durch Bezauberung hieher entführt, ist ihm das Leben unerträglich. Bewahret seine Federn; verbrennet sein Herz und seinen übrigen Leichnam, jedes abgesondert, und hebet sorgfältig die Asche auf. Die Asche des Herzens werfet auf Räucherwerk von Ambra, und sie wird euch den Weg durch den Berg eröffnen, auf welchem allein man von hier hinaus kann. Behaltet einen Theil dieser Asche zu eurer Rückkehr hieher, und bewahret sorgfältig die Asche des übrigen Leichnams.

Vierhundert und ein und achtzigster Tag.

Wenn der Berg sich aufgethan hat, euch den Durchgang zu verstatten, so nehmet jeder eine von den Schwanzfedern, zwei von den Flügeln und zwei von dem Kopfe des Vogels, haltet sie alle zugleich über dem Dampfe des Räucherwerks; und der Prinz Habed-il-Ruman muß dann allein aussprechen:

„Ihr Federn der Boten Salomons, bringet die Arbeiter der Propheten Gottes an das Werk.“

Damit laßt euch von ihnen hinweg tragen; sie werden euch vor dem Thore der Stadt Herenaï in einen Baumgang von Olivenbäumen bringen, welche Hal=il=Mograby dort angelegt hat. Darunter findet ihr einen Oelbaum, der alle die anderen an Größe übertrifft: an diesen Baum müßt ihr euch machen, unter seiner Wurzel ist die Thüre des verzauberten Grabmals; aber der Ort des Eingangs dazu wechselt mit jedem Monde; noch eine Vorsicht, welche Yandar gebraucht hat, um den Zauberort unzugänglich zu machen.

Ziehet einen Kreis von dreißig Fuß im Durchmesser rings um den Baum; dann stellet euch dicht an diesen Kreis in gleichen Abständen, und werfet jeder in ein Räucherfaß, das ihr mitnehmen müßt, etwas Asche von dem Leichnam des Vogels: alsbald wird die Erde unter euren Füßen erbeben, und sich an der Stelle öffnen, wo der Eingang ist.

Habed=il=Ruman muß nun einen der Prinzen mit seinem Säbel bewaffnet an den Eingang der Oeffnung stellen, mit den Worten:

„Streiter Mahomeds, thu deine Pflicht, vertheidige den Eingang!“

Hierauf befehlet gemeinsam den Federn des Vogels, auch ihre Pflicht zu thun. Laßt von den Herrlichkeiten aller Art, mitten durch welche ihr hinschreitet, nicht einen einzigen Augenblick eure Neugierde anziehen. Schließet euer Ohr dem Gesange, womit die Vögel euch verlocken wollen. Auch der brennendste Durst, wenn ihr ihn fühlet, darf euch nicht zu den Gewässern hintreiben, deren scheinbare Reinheit und Frische euch in Versuchung führen möchte. Alles was sich euch darbietet, ist gefahrvoll. Der Prinz Habed-il-Ruman muß an eurer Spitze gehen, bis ihr alle, mit dem Säbel in der Hand, an den Fuß einer Hochebene gelanget, auf welcher die prächtige Kuppel sich erhebt, darunter die verhängnisvolle Urne steht, deren Eroberung euer Ziel ist.

Ein hundert Fuß breiter Graben, dessen Tiefe kein Auge ergründet, umgibt diese Hochebene, und ihr überschreitet ihn durch Hülfe der Vogelfedern.

Vier Treppen führen hinauf; ihr besteiget diejenige, die ihr im gangbaren Stande findet; aber ihr müßt sie zuvor versuchen, indem ihr auf der ersten Stufe einer jeden eine Fingerspitze voll Asche vom Leichname des Vogels werfet. Ihr müßt alle fünfe dabei Hand anlegen, aber Habed-il-Ruman allein spricht: „Falle, entdecke dich!“ Hierauf wird die feste Stiege an ihrer Stelle bleiben, die anderen aber werden vor euren Blicken verschwinden.

Wenn ihr droben seid, so gehet rings um das Gebäude her. Betrachtet aufmerksam die Zierraten desselben. Wisset, daß man, um in das Innere einzudringen, zunächst die Thüre finden muß, welche gegen Morgen ist, und daß das falsche, obschon glänzende Tageslicht, welches euch zu beleuchten scheint, nur dazu dienet, euch zu blenden.

Der Prinz Habed-il-Ruman muß wieder Räucherungen vornehmen und vor den vier Thüren Fingerspitzen voll Vogel-Asche in das Kohlenbecken werfen: alsdann werden die Thüren ihre bisherige Farbe und den goldigen Anschein verlieren, und die unserm Morgen entsprechende Thüre wird weiß sein, und die gegen Abend roth; die schwarze Farbe wird die mittägliche, so wie die gelbe die mitternächtliche Thüre bezeichnen.

Jeder Thüre gegenüber muß eine bewaffnete Schildwacht gestellt werden, und der Prinz Habed-il-Ruman allein an die Thüre gegen Morgen treten.

Er muß dreimal mit der Klinge seines Säbels anpochen. Ich kann nicht sagen, welche Erscheinung ihm, nachdem die Thüre sich geöffnet hat, ihm den Eintritt wird streitig machen, weil die Hauptvertheidigung dieses von Zaubereien erfüllten Ortes in einer stätigen Verwandlung besteht.

Welches Gespenst sich aber auch, auf Habed-il-Rumans Anpochen an die weiße Thüre, zeigen möge,

er muß es bei den vier und zwanzig Büchern des Hananias *) beschwören. Sobald die Erscheinung verschwunden ist, muß er eine Schildwacht auf die Schwelle zwischen den beiden Thürflügeln stellen.

Er geht von hier zu der rothen Thüre, und nachdem er sie eröffnet hat, muß er die Ungethüme, welche ihm entgegentreten, ihn zu erschrecken und zu vernichten, bei dem mächtigen Insiegel auf dem Ringe des Propheten Salomon beschwören: die Erscheinung wird ihm ebenfalls freien Eingang verstatten; aber er muß sich begnügen, ihn nur bewachen zu lassen, und weiter nach der schwarzen Thüre gehen, deren Beschwörung bei den Zeichen geschieht, welche auf dem Säbel Mahomeds eingegraben stehen. Die vierte Thüre wird bei der Macht des Stabes Moses beschworen.

Prinz von Syrien, wenn du dich also der vier Thüren bemeistert hast, so tritt durch die von Osten hinein. Du befindest dich nun in dem Grabmale wo die Asche des Vaters und der Mutter des Mograby, in einer mit dem Siegel des Kokopilesobeh verschlossenen Urne, auf dem Schooße einer Bildsäule ruhet, welche dieses Oberhaupt der gegen Gott und Mahomed empörten Geister vorstellt.

---

*) Das sind die Bücher der 12 großen und 12 kleinen Propheten.

Vierhundert und zwei und achtzigster Tag.

Dieses Bild hält in der Hand einen goldenen Bogen, der beständig gespannt und mit einem zum Abdrücken bereiten Feuerpfeil bewaffnet ist. Deine Beschwörung dieser drohendsten aller Gefahren, muß durch die heiligen Schriftzüge auf der Stirnbinde des Hohenpriesters der Juden geschehen. Alsbald wird der feurige Pfeil in Rauch verfliegen, und das Bild ist wehrlos; zieh' ihm vom Finger einen Ring, welchen einst Yandar trug, und stecke ihn an den kleinen Finger deiner linken Hand.

Jetzo nimm die kleine goldene Urne, welche auf dem Schooße des Bildes steht, und stecke sie in deinen Gürtel: damit bist du Herr über die ganze Macht des Mograby. Berühre die Gestalt mit dem Ringe, durch dessen Macht sie gebildet wurde, und dieses Riesenbild von Gold, so wie der erhabene Thron, auf welchem es sitzet, werden in Rauch verfliegen.

Um nun auch meine Fesseln zu zerbrechen, nimm drei Federn aus meinem Halsbande, wirf sie in brennendes Räucherwerk und sprich dazu:

„Menschliches Geschöpf, ich gebe dir die Freiheit wieder, im Namen Mahomeds!"

Sobald dies alles vollbracht ist, gebietet den Federn des Vogels Fessessé, euch wieder zu mir hieher zu bringen. Ihr werdet mich befreiet, und beschäftigt

finden, auf alles ein wachsames Auge zu haben, was sich eurer glücklichen Rückkehr in den Weg stellen könnte.

Behalt wohl, mein Prinz, was ich dir gesagt habe. Ich betrachte es als eine Gnade des Himmels, daß ich die ganze Belehrung, welche Kardasch mir gab, im Gedächtnisse behalten konnte. Aber seitdem ich in den Zustand versetzt bin, in welchem ihr mich hier sehet, habe ich sie mir täglich, abends und morgens, wiederholt. Die Hoffnung, daß sie dereinst dem Menschengeschlechte und mir selber nützlich werden könnte, war mein einziger Trost."

Fortsetzung der Geschichte Habed-il-Rumans und seiner Gefährten, und Ende des Mograby.

Habed-il-Ruman war mit eben so viel Gedächtnis als Einsicht begabt. Alles was er eben vernommen hatte, blieb in seinem Herzen eingegraben. Er erkannte, daß bei der allgemeinen Gefahr, worin die noch bestehende Macht des Mograby sie versetzte, kein Augenblick zu verlieren war.

Er geht sogleich mit seinen Unglücksgefährten an die Jagd des Vogels Fessessé. Bald hatten sie sich desselben bemächtigt; sie tödten ihn, und nehmen seine Federn und theilen sie unter sich. Sie verbrennen sein Herz und den übrigen Leichnam, jedes besonders, und heben die Asche zu dem vorgeschriebenen Gebrauche auf.

Darnach bewaffnen sie sich, versehen sich mit Räucherwerk, und sobald alles zur Fahrt gerüstet ist, begeben sie sich an den Fuß des Berges, welchen sie zwingen, ihnen freie Durchfahrt zu gewähren.

Sobald sie hinaus sind, geben sie, gemeinsam, den Federn des Vogels Fessessé den ihnen aufgegebenen Befehl, und fühlten sich mit der Leichtigkeit eines Vogels von der Erde emporgehoben, und durch die Luft getragen. Sie senken endlich ihren Flug bei einer großen Stadt, welche sie mitten auf einer Ebene vor sich sehen, und laßen sich in die ihnen bezeichnete Oelbaumpflanzung nieder.

Habed-il-Ruman erkennet bald den Oelbaum, an dessen Fuß er die ihm empfohlene Arbeit vornehmen soll; der wahre Eingang zu den unterirdischen Bezauberungen zeigt sich: ein schwarzer Marmorstein bedeckt ihn, und vermittelst eines Ringes wird er emporgehoben.

So begab sich nun der Prinz von Syrien, an der Spitze seiner Gefährten, in die Finsternis eines unterirdischen Weges; aber fortgetragen von den Federn des Vogels Fessessé. Jeden Augenblick rief er jeden einzelnen seines Gefolges bei Namen, und überzeugte sich, daß sie alle bei ihm waren, außer dem, der zur Wache am Eingange zurückgeblieben war.

Bald folgte helles Tageslicht auf die Dunkelheit, welche sie umhüllte; sie traten unter einen leuchtenden

Himmel heraus, und das lachendste Gefilde bot sich ihren Blicken dar.

Hunger und Durst begannen sich nun einzustellen; und sie befanden sich auf einem Wege, in dessen Nähe durchsichtige und frische Bäche rieselten; Beete mit Melonen aller Art bedeckt, faßten die Ufer ein; Birnbäume, Aepfelbäume und Orangenbäume standen am Wege, und sie mußten mit den Händen die mit Früchten beladenen Zweige zurückbeugen, welche ihnen den Weg versperrten.

„Streiter Mahomeds," rief von Zeit zu Zeit Habed-il-Numan, „wir sind nicht hier, um zu essen und zu trinken; das Bedürfnis, welches wir fühlen, und die Mittel, welche sich uns darbieten, dasselbe zu stillen, sind Fallstricke für uns. Begehret nicht dieses Wassers: stoßet dieses Obst zurück, tretet es mit Füßen; wir haben dulden gelernt, laßt uns die Pein ertragen, welche uns verzehrt."

Aber ein neues Ungemach folgte auf die bisherigen: sie wanderten jetzt auf einem sandigen Boden, und die Sonne, welche gerade über ihrem Scheitel zu stehen schien, brannte so heiß auf sie hernieder, daß sie über glühende Kohlen zu gehen glaubten. Zur Rechten und zur Linken des Weges, dem sie folgten, waren zwei mit Bäumen besetzte und mit so frischen Rasen bedeckte Pfade, daß sie wohl die Aufmerksamkeit so erschöpfter Wanderer, wie diese hier, anziehen mußten.

„Verschmähet, verwerfet die trügerischen Erquickungen, welche sich euch darbieten," rief der Prinz von Syrien aus. „Alles dies hier gleichet den liebkosenden Blicken und Reden unsers unversöhnlichen Feindes."

Die jungen Prinzen, die Habed-il-Ruman folgten, bedurften eines so muthigen Anführers, der gegen die Tücken des Feindes so gut auf seiner Hut war.

Vierhundert und drei und achtzigster Tag.

Die letzte aller dieser Versuchungen war die überraschendste und gefährlichste: der Weg führte die Wanderer durch weite blühende Mohnfelder, und der Schlummer befiel unwiderstehlich ihre Augenlieder. Der Prinz von Syrien, der den neuen Zauber gewahrte, rief seinen Gefährten zu:

„Streiter Mahomeds! haltet einen Augenblick an, und tretet in seinem Namen diese Blumen mit Füßen."

Man gehorchte ihm, und die Schläfrigkeit entschwand. Sie setzten nun ihre Wanderung fort, und entdeckten mitten auf der Ebene die Kuppel des Gebäudes, welches sie zu zerstören kamen.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, diese zauberischen Herrlichkeiten zu schildern, an welchen alles Täuschung war, sondern die Thaten Habed-il-Rumans

und seiner Gefährten verfolgen. Sie gelangten an das Ufer des fürchterlichen Grabens; auf den Vogelfedern leicht hinüber getragen, erstiegen sie die Höhe, worauf der Wunderbau stand. Sie erforschten die Weltgegenden der vier Thüren, auf die ihnen vorgezeichnete Weise.

Als die Thüren ihre wahren Farben wieder angenommen hatten, und Habed-il-Ruman an die weiße Thüre pochte, öffnete sie sich mit schrecklichem Krachen. Ein Riese von scheußlicher Gestalt erschien, und wollte den Prinzen mit der Lanze durchbohren, welche er führte: aber bei den vier und zwanzig Büchern des Hananias beschworen, verwandelte das Ungethüm sich in einen schwarzen Dampf, zertheilte sich und verflog.

Nachdem Habed-il-Ruman diese erste Thüre mit einer Wache besetzt hatte, ging er zu der zweiten. Zwei Löwen mit aufgesperrten Rachen wollten auf ihn los stürzen: aber durch die Beschwörung bei dem Siegelringe Salomons, zerstob diese Erscheinung noch schneller, als die erste. Die Beschwörung bei den auf Mahomeds Säbel eingegrabenen Zeichen erstickte eine fürchterliche Schlange mit drei Köpfen, welche die dritte Thüre bewachte. Endlich, vor der Beschwörung bei dem Stabe Moses zerschmolz das Stahl eines haarscharfen Beils, welches auf den Nacken des jungen

Prinzen von Syrien herab fiel, in dem Augenblick, als die vierte Thüre sich seinen Geboten öffnete.

Damit war er nun Meister aller Zugänge zu dem furchtbaren Riesenbilde. Er hatte bei jedem eine Wache hingestellt, welche die Sorge für ihre eigene Sicherheit sehr aufmerksam machte. Sie hatten Befehl, bei dem geringsten Lärmen, welchen sie außerhalb hörten, ihren Säbel im Namen Mahomeds empor zu schwingen; und diese Vorsicht war der Weisheit des Prinzen würdig, der sie gebot, denn so bald er den Fuß über die Schwelle der weißen Thüre setzte, um bis unter die Kuppel vorzudringen, wurden die Geister der vier Elemente losgelassen, um dem Bilde Kokopilesobehs zu Hülfe zu kommen.

Wären nun die Eingänge frei gewesen, so würden diese Geister durch die vier Thüren eingedrungen sein, und mit dem Götzenbilde zugleich die Urne, worinn die Asche des Hal-il-Mograby und der Yandar bewahrt lag, hinweg geführt haben.

Habed-il-Ruman stand jetzo dem goldenen Riesenbilde gegenüber, welches auf einem goldenen Throne saß, und dessen Haupt fast das Gewölbe der Kuppel berührte. Seine Augen waren gleich einem Blitze, der, in einen engen Raum eingeschlossen, aus welchem er hervor zu brechen ringt, im unaufhörlichen Kampfe gegen sich selber scheint.

Der feurige, gegen Habed-il-Rumans Brust gerichtete Pfeil, war im Begriff abzuschnellen: aber bei den heiligen Schriftzügen auf der Binde des Hohenpriesters der Juden beschworen, sank er nieder, und der Bogen, der den Händen des Götzenbildes entfuhr, stürzte zugleich mit ihm zu Boden.

Der Prinz von Syrien schwingt sich nun auf den Thron empor, entreißt dem Riesenbilde den Ring, dessen ungeheurer Umfang sich auf der Stelle seinem kleinen Finger anfügt. Er ergreift nun die Urne, deren Besitz das eigentliche Ziel seiner Unternehmung ist. Hierauf schlug er, in einem Ausbruche der Begeisterung, das Götzenbild mit der verkehrten Hand, an welcher er den Ring trug, und sprach dabei:

„Verruchtes Ebenbild des frevelhaftesten aller Wesen, mögest du eben so vertilgt werden, wie du erzeugt wurdest!“

Das Riesenbild des Kokopilesobeh war durch die dem Ringe unterworfenen Geister gemacht: sie wurden nun durch diesen, ohne Zweifel aus Eingebung, ertheilten Befehl gezwungen, ihr eigenes Werk zu zerstören, dessen Sturz und Zertrümmerung ein entsetzliches Getöse verkündigte; dicke Finsternis brach zugleich mit diesem Gekrache herein, und vermehrte noch das Grauen.

Die ganze Stärke der Bezauberung beruhte in dem Götzenbilde: sobald dieser Zauber vernichtet war, hör-

ten die Täuschungen aller Art auf, einen Ort zu schmücken, der in einer jener unermeßlichen Höhlen in den Eingeweiden der Erde angelegt war; aber sie endeten nicht, ohne Erschütterung des Bodens, der sie bedeckte. Wäre der Eingang, der zu dieser furchtbaren Einöde führte, nicht von einem der sechs Waffengefährten, Habed-il-Rumans bewacht worden, so würde er verschüttet worden sein.

Habed empfahl sich und seine Brüder Gott und seinem großen Propheten, indem er mitten in der Zerstörung, die ihn umgnb, und in der Finsterniß, in welcher er wie vergraben war, die größte Gegenwart des Geistes behielt.

Er bemerkte bei einer Bewegung, welche er machte, daß der Ring, welchen er jetzt am Fiuger trug, Licht ausstrahlte. Er rieb ihn, und versuchte, noch mehr Hülfe von ihm zu gewinnen: Augenblicklich sprühte der Ring Funken; ein Geist, in Menschengestalt erschien ihm, in Begleitung von vier anderen, von denen der eine ein Tieger, der andere ein Fisch, der dritte ein Vogel, und der letzte ein Salamandar war.

„Gebeut den vier Elementen," sprach der Geist zu ihm; „du bist ihr Herr, weil du den Ring des großen Kokopilesobeh hast."

„Ich will," antwortete Habed-il-Ruman mit Festigkeit, „daß dieser Ort erhellet werde, damit ich

sehe, wo ich bin, und wo die Prinzen, meine Gefährten, sich befinden."

„Salamander," sprach der Geist, „thu deine Pflicht!"

Augenblicks war diese unermeßliche Höhle durch tausend künstliche Lichter erhellt, welche sich von selber in die Klüfte der Felsen stellten, und die sechs nicht weit von einander getrennten Gefährten, vereinigten sich wieder, und konnten sich berathen.

Es war noch übrig, dort auf der Stelle die Fesseln der Prinzessinn von Aegypten zu zerbrechen. Habed-il-Ruman zündete ein Feuer an, verbrannte Räucherwerk, warf die ihm übergebenen Federn vom Halsbande der Prinzessinn hinein, und sprach dabei die Worte aus, welche die Auflösung des Zaubers vollenden sollten. Das Räucherwerk, welches er auf die Flamme geworfen, verbreitete einen so lieblichen Wohlgeruch, daß er daraus die günstigste Vorbedeutung für sein Werk zog.

Vierhundert und vier und achtzigster Tag.

Hierauf beschloß er, sich nach dem Wohnorte des Schwarzkünstlers zurück bringen zu lassen, durch dieselben Mittel, welche seinen Ausgang dorther bewirkt hatten.

„Wo denkest du hin?“ sagten die Prinzen zu ihm: „Wir würden uns der Gefahr aussetzen, abermals in die Hände unsers unversöhnlichen Feindes zu fallen! Während die Federn des Vogels Fessessé uns in den Stand setzen, daß jeder von uns in das Reich seines Vaters heimkehren kann; während der Ring, welchen du trägst, dir die Macht gibt, den Geistern zu gebieten, welchen die vier Elemente unterworfen sind!“

„Und wenn ich auch nur die Prinzessinn von Aegypten befreien müßte,“ erwiederte Habed-il-Ruman, „so würde ich es, schon als Muselmann, für meine Pflicht achten, ihr zu Hülfe zu kommen, wäre ich auch unempfindlich für die Regungen der Menschlichkeit und der Dankbarkeit: aber, meine Brüder, die Federn des Vogels Salomons sind nur dazu bestimmt, den Dienern des Propheten zu dienen. Der Ring Kokopilesobehs ziemt nur dem Finger eines Zauberers, und eure Erfahrung hat euch zur Genüge mit der Zauberei bekannt gemacht: ich habe zwar jetzt eben ihre Hülfe angewendet, aber nur, um sie gegen sich selbst zu kehren, und ich würde mich für schuldig achten, wenn ich dabei nur meinem eigenen Vortheile nachgegeben hätte.

Aus dem, was wir zu thun vermochten,“ fuhr er fort, „erkennet, meine Brüder, ob unsere Pflichten nicht dort oben vorgeschrieben stehen. Wir haben uns

des Talismans bemeistert, welcher die Macht des Mograby in sich schließt, wir müßen uns nun auch seines Lebens bemächtigen. Wir würden ein Verbrechen begehen, wenn wir es ihm ließen, und früher oder später würden wir dafür bestraft werden, ja, vielleicht würde er ein Werkzeug der göttlichen Rache gegen uns werden. Wir müßen alle die unglücklichen Menschen befreien, welche er in Thiere verwandelt hat, und alle seine Bezauberungen zerstören."

Die Prinzen waren etwas beschämt, daß sie nicht selber diesen edelmüthigen Entschluß gefaßt hatten, und versprachen dem Prinzen von Syrien, ihm aus allen ihren Kräften in seiner Unternehmung beizustehen.

Auf der Stelle wurde nun beschlossen, vermittelst der Federn des Vogels Fessessé zu der Prinzessinn von Aegypten zurückzukehren. Die dem Befehle gehorsamen Federn trugen sie mit der reißendsten Schnelligkeit aus dem Bauche der Höhlen, dem Schauplatz der Bezauberungen der Yandar. Das zauberische Licht, wodurch dieselben erhellet wurden, zeigte ihnen jetzt alle Gegenstände in ihrer Wahrheit.

Endlich gelangten sie zu dem Ausgange, der in das Feld führte. Es war damals Nacht. Habed-il-Ruman schlug vor, auf der Stelle nach dem Palaste des Mograby abzureisen; und die Federn des Vogels

erhuben sie alsbald in die Luft und brachten sie dorthin zurück.

Mit Anbruche des Tages befanden sie sich am Ufer jener Quelle, in welche sie alle sechs waren gestürzt worden.

„Ich erkenne," sprach der Prinz von Damask, „den Baum, an welchem das Scheusal meine arme Urgroßmutter aufgehängt hatte; es ist nicht die geringste Spur mehr von ihrem Leichnam übrig geblieben."

Bei dem Anblick eines Ortes, wo sie alle so unsäglich gelitten hatten, bestärkten die fünf von Habed-il-Ruman befreiten Prinzen sich in ihrem Hasse, in ihrem Grimme gegen den Mograby: aber dieser junge Prinz beschäftigte sich mit den Mitteln, wieder in den Aufenthalt ihres unmenschlichen Feindes einzudringen, um dort ihre Rache zu vollstrecken.

Er zündet Feuer an, verbrennet Räucherwerk, wirft Asche von dem Herzen des Vogels darauf, und der Fuß des Berges öffnet sich und gewährt ihm freien Durchgang, er tritt hinein und die Prinzen folgen ihm.

Der Tag brach eben an, als die Prinzessinn von Aegypten im Innern des Palasts, wo sie die Nacht auf ihrer Stange zugebracht hatte, das gewöhnliche Getöse vernahm, welches verkündigte, daß man der Natur Gewalt anthat, um an den Ort zu gelangen, wo sie sich befand.

Ihrer Fesseln jetzt entledigt, flog sie aus einem Fenster des Palasts den Ankommenden entgegen, ohne Furcht, daß es der Mograby sein könnte; denn sie zweifelte nicht, daß Habed-il-Ruman, dem sie ihre Befreiung verdankte, gesiegt hätte. Sie nahm jedoch ihren Flug aus Vorsicht hoch genug, um fernher erkennen zu können, wer aus dem Berge hervor träte.

Bald sahen die Prinzen einen Vogel über ihren Köpfen schweben, der ihnen nicht fremd war. Eine ihnen allen wohlbekannte Stimme redete Habed-il-Ruman an, und erklang von oben herab, als wenn sie aus dem Himmel käme:

„Prinz von Syrien, hast du die Urne und den Ring?"

„Ja, ich habe sie," antwortete der junge Prinz, indem er den Vogel erkannte, der sich eben bei ihm niedergelassen hatte.

„Wenn das ist," fuhr der Hara fort, indem er vor Freuden mit den Flügeln schlug, „so reibe den Reif des Ringes, welchen du am Finger trägst, und befiel dem Geiste, der darauf erscheinen wird, dir das älteste und räudigste Schaaf aller Heerden zu bringen, welche hier sind: wir haben ein Opfer zu verrichten. Jetzo wollen wir uns nach dem Palaste begeben, wohin eure Bedürfnisse euch rufen müßen; ihr könnet sie jetzt ohne Besorgnis befriedigen, denn ihr seid unumschränkter Herr hier, und euer Feind liegt schon unter

euren Füßen; ihr traget in eurem Busen den Talisman, in welchem seine ganze Macht beruhet: bald werdet ihr auch den gewinnen, an den sein Leben geknüpft ist."

Es waren beinahe zwei Tage, daß die Prinzen keine Nahrung zu sich genommen hatten, aber sie fühlten Abscheu, sich von dem Fleische der Thiere zu sättigen, welche sie um sich sahen: „Wissen wir denn," sprach Habed-il-Ruman, „ob wir nicht unglückliche, in Thiere verwandelte Menschen des Lebens berauben? wenigstens sind die Früchte und Wurzeln uns nicht so verdächtig."

„Ihr könnet euch alles Gevögels und Rothwildes bedienen, welches ihr hier sehet," sprach Planeten-Schwester zu ihnen; „es sind wirkliche Thiere, ebenso wie diejenigen, welche in dem großen Vogelhause versperrt sind: gebiete hier, sei es durch die Macht des Ringes, welchen du am Finger hast, oder des Talismans, welchen du auf der Brust trägst; alles muß dir gehorchen.

Habed-il-Ruman berührte die Urne an seiner Brust, und augenblicklich erschien ein großer Mohr mit einem goldenen Halsbande.

„Ah! da ist Iladsch-Kadahé," rief der Prinz der Tatarei aus: „sprich, abscheulicher Mohr, der du mich so unmenschlich behandelt hast, wie hat dein ver-

ruchter Herr sich von dir trennen können, da du ihm so treulich dientest?"

„Ich habe keinen andern Herrn," antwortete der Mohr, „als den Herrn der Urne, der ich unterworfen bin: hier ist mein Herr, und ich komme, seine Befehle zu empfangen."

Hierauf wandte er sich zu dem Prinzen von Syrien und fuhr fort:

„Was gebietest du dem Sklaven der Asche des Hal-il-Mograby und der Yandar?"

„Laß uns ein Mittagsmahl auftragen, Sklave," sagte der Prinz von Syrien.

„Ich gehorche," erwiederte der Mohr und verschwand.

Vierhundert und fünf und achtzigster Tag.

In demselben Augenblick brachte der Geist des Ringes zu den Füßen Habed-il-Rumans ein altes räudiges Schaf, welches kein Flöckchen Wolle mehr hatte; es war an allen Vieren gebunden: der eine Hinterfuß war kürzer, als die anderen, und an demselben schien der Schenkel geschwollen.

„Ha, das ist ein boshaftes Thier!" sagte der Geist; „ich dachte schon, daß wir es nicht erhaschen würden, obgleich es von allen Seiten umringt war.

Yandar hat dieses Thier gefaiet, als sie in dessen Schenkel den Talisman einschloß, an welchen das Leben ihres Sohnes geknüpft ist: es läuft vorwärts, rückwärts und seitwärts, mit gleicher Geschwindigkeit; keine Mücke vermöchte durch die Oeffnungen zu kriechen, durch welche es entschlüpft, und mit dem Kopf und mit den Füßen gibt es Stöße, welche den Marmor zermalmen würden."

„Geist," sprach Habed-il-Ruman, „ich befehle dir, dieses Thier zu tödten."

„Das vermag ich nicht," antwortete der Geist: „du selber mußt es mit deinem Ring erschlagen."

Habed-il-Ruman that, was der Geist ihm sagte; das Thier stieß ein gräßliches Gestöhn aus, und blieb bewegungslos liegen. Jetzo berührte der Prinz von Syrien den aufgeschwollenen Schenkel mit dem Ringe, und gebot dem Talisman, daraus hervor zu kommen: der Schenkel öffnete sich, und es kam ein Goldblech mit Zaubercharakteren beschrieben zum Vorschein.

Habed-il-Ruman betrachtete sie mit Aufmerksamkeit, und erkannte dieselben Züge, welche auf dem Ringe an seinem Finger eingegraben standen. Als er nun die Macht und das Leben des Ungeheuers in seiner Gewalt sah, ging er zu Rathe, auf welche Weise man die Erde von demselben befreien sollte: aber während er seine Meinung aus einander setzte, ließ das gewöhnliche Getöse und Erdbeben sich hören, welches

stäts der Rückkehr des Schwarzkünstlers in seinen Palast voran ging.

Der Mograby war durch den Ungehorsam seines Zauberstäbchens seines Unsterns inne geworden. Er befand sich gerade zu Mussul mit einer seiner gewöhnlichen Unternehmungen beschäftigt; er wollte seiner Medschine, die gewöhnlich alles für ihn ausrichtete, etwas Wichtiges auftragen, als das Stäbchen, anstatt sich auf seinen Fingern zu drehen, ihm entglitt und zerbrach.

Da ergriff ihn Schrecken; er beschloß, sich auf der Stelle nach dem gewöhnlichen Mittelpunkt seiner Zaubereien zu begeben, um seine Bücher zu befragen.

Seine eigenthümliche Macht war vernichtet, aber die Mittel, welche er jetzt anwenden wollte, obgleich sie nicht von ihm kamen, leisteten ihm noch die verlangten Dienste. Es waren Federn des Vogels Fessessé, von welchen der Verruchte Gebrauch zu machen wagte, indem er sie bei dem Namen Salomons beschwur, dem sie allen Gehorsam schuldig waren. Sie trugen ihn alsbald an den Fuß des Berges, dessen Eingeweide sich aufthaten, genöthigt durch das Verbrennen des gewöhnlichen Räucherwerks.

Bei seiner Ankunft daheim, regte sich nichts, ihm entgegen zu kommen, selbst nicht einmal Iladsch-Kadahé, der unterwürfigste und kriechendste aller seiner Sklaven. Er wollte anhalten, um nachzusinnen: aber

die Federn rissen ihn mit Gewalt vorwärts, und schleuderten ihn durch ein Fenster mitten in das Zimmer, worin die Prinzen beim Mittagsmahle sassen und sich über sein Schicksal beriethen.

Die Prinzessinn saß auf ihrer Stange dem Fenster gegenüber: da sah sie eine scheußliche Gestalt wie einen Ballen herein plumpen, und trotz seiner lächerlichen Verkleidung, erkannte sie ihn doch am Geruch, und rief aus:

„Ah! da ist unser Scheusal!"

Zu Mussul hatte der Mograby sich als Fakir verkleidet; ein schlechtes, schäbiges und zerrissenes Schaaffell bedeckte seinen halben Leib, der durch Wunden entstellt war, von welchen etliche noch bluteten. Die Haare auf seinem Kopfe waren roth, struppicht, und starrten, so wie sein Bart von derselben Farbe, von dem ekelhaftesten Schmutze. Seine Augen waren die eines Besessenen, und in seinen Zügen malte sich zugleich Wuth, Schrecken und Verzweiflung: er hielt in der Hand noch das Messer, dessen er sich bedient hatte, seinen Leib zu zerfetzen, und trug um den Hals den Rosenkranz der Urgroßmutter des Prinzen von Damask, welchen er sich zugeeignet hatte, und von welchem er ohne Zweifel Gebrauch machen wollte.

Wen hatte er unter dieser widerwärtigen Gestalt in Mussul verführen wollen? Man weiß es nicht: aber er war damals so scheußlich, daß sein Anblick

auch minder standhafte Seelen mit Entsetzen erfüllt hätte, als die der Gefährten, vor deren Augen er gezwungen war zu erscheinen.

Er hatte noch so viel Kraft, sich von seinem Falle aufzurichten; und als er seine Gattinn erblickte, die er wohl erkannte, hub er mit drohender Miene seinen mit dem Messer bewaffneten Arm auf, und sprach:

„Ihr Federn des Vogels Fessessé, ich befehle euch, mich gegen diese verruchte Hexe zu tragen!"

Habed-il-Ruman stand auf, machte eine Bewegung mit der Hand, und rief aus:

„Ihr Geister des Ringes, fesselt diesen Wüthenden!"

„Ha! Schlange, die ich an meinem Busen nährte, und zu lange schonte!" sprach der Schwarzkünstler, „du bist es, der sich gegen mich bewaffnet hat!"

„Hör' auf zu lästern, Verworfener! und noch mehr zu drohen," sagte der Prinz von Syrien: „das Maaß deiner Gräuel und Frevelthaten ist erfüllt, und der Tod wird dich der Strafe überliefern, welche du verdienst. Möge das Grausen vor den Qualen, welche dich erwarten, hier schon deine Pein beginnen! bedenke, wie boshaft du selber bist, und daß du in die Hände eines eben so boshaften Geistes fallen wirst, und zittere! Was mich betrifft, verruchter Schwarzkünstler!

so wisse, daß der große Prophet mich zum Herrn deiner Macht und deines Lebens gemacht hat."

„Ich verfluche deinen Propheten!" schrie der Mograby mit rasender Stimme.

„Geister des Ringes, leget diesem Lästermaul einen Knebel an!" sagte kaltblütig der Prinz von Syrien; „man schleppe ihn mitten auf den Hof seines Palasts, dort werde er in vier Ketten geschlagen und rings um ihn ein Scheiterhaufen errichtet, der ihn lebendig verbrennen soll. Erinnert euch, daß ich euch durch den Ring gebiete, welchen ich hier trage, aber im Namen Mahomeds, und daß ich selbst den Anschein des Ungehorsams strenge ahnden werde."

Vierhundert und sechs und achtzigster Tag.

Auf diesen Befehl, bei welchem die Geister selber vor Furcht zitterten, ergriffen sie den Mograby, führten ihn hinweg, und fesselten ihn mit vier Eisenketten an einen stählernen Pfeiler, der mitten auf dem Hofe errichtet war.

Als der Zauberer fort geschafft war, wandte sich Habed-il-Ruman zu der Prinzessinn von Aegypten, und sagte zu ihr:

„Prinzessinn, sollen wir nicht auf der Stelle daran arbeiten, die menschlichen Wesen, welche sich hier be-

finden, aus der Schmach zu befreien, und ihnen die Freude gewähren, den Tod des Wüthrichs mit anzuschauen?"

„Prinz," antwortete Planeten-Schwester, „um zu entzaubern, was sich hier befindet, bedarf es einer Mischung der Asche des Mograby mit der seiner Urheber in die Urne. Befiehl, daß er auf solche Weise verbrannt werde, daß seine Asche nicht mit der Holzasche des Scheiterhaufens um ihn vermengt werde.

Du würdest überdieß sehr in Verlegenheit gerathen mit allen den Leuten, welche du dadurch auf dem Arme hättest. Wie reichlich auch die Vorräthe sein mögen, über welche wir zu schalten haben, so muß man sich doch nicht in Nothwendigkeit versetzen, dieses Heer einen Tag länger zu ernähren, als nöthig ist, bevor sie sich zerstreuen, und jeder in sein Land heim kehren kann; und die bewohnten Gegenden sind auf zwanzig Stunden von diesem Berge entfernt.

Die Männer, wie die Frauen, welche sich hier befinden, haben nicht die geringste Vorstellung von der Gewalt, welche sie hieher geführt hat, und die Todesstrafe des Schuldigen würde sie nur erschrecken, ohne sie zu belehren. Man muß sogar die Bezauberungen, welche uns umgeben, eher zerstören, als man ihnen die Augen öffnet. Viele von ihnen, mein Prinz, fehlen schon seit langer Zeit den Ihrigen: sie müßen Wohlstand mit Heim bringen; und du hast hier uner-

schöpfliche Schätze, welche dich in den Stand setzen, dich großmüthig gegen sie zu bezeigen."

Kaum hatte die Prinzessinn von Aegypten diese Worte ausgesprochen, als der Geist des Ringes erschien und meldete: daß der Scheiterhaufen errichtet stånde.

„Man zünde ihn an," gebot Habed-il-Ruman; „aber man nehme dem Frevler nicht den Knebel ab: ich will, daß seine Gotteslästerungen in ihm ersticken."

„Du bist genöthigt," sagte die Prinzessinn, „seine Bestrafung durch deine Gegenwart zu verschärfen. Du mußt den Talisman, an welchem sein Leben hångt, mitten in die Glut werfen. Ich rathe dir, seinen Ring hinzu zu fügen; man muß sich einer so gefährlichen Macht entäußern als diejenige ist, welche er dir gewährt: vermöchte sie, mein Prinz, den Dom-Daniel zu zerstören, so würde ich dich auffordern, ihn zu bewahren; aber das ist der Macht Mahomeds vorbehalten. Geh mit den Prinzen, deinen Kampfgefährten, hin und holet alle Bücher des Schwarzkünstlers herbei: er soll alle Früchte seiner Arbeiten mit ihm vernichtet sehen; und möge seine verderbliche Kunst mit ihnen zugleich vertilgt werden!"

Der Prinz von Syrien befolgte diesen von der Klugheit angegebenen Rath. Der Talisman, die Bücher, die Zaubertränke, die Werkzeuge, kurz, alles was dem Mograby bei seinen Arbeiten gedient hatte,

wurde alsbald von den Prinzen in die Glut geworfen, welche den Schwarzkünstler von allen Seiten umloderte. Aber das Leben verließ ihn nicht eher, als bis der aus dem Schenkel des räudigen Schaafs hervorgezogene Talisman durch die Gewalt des Feuers anfing zu schmelzen.

Als hierauf auch der Ring zerschmolz, sah man den Palast und alle Gebäude und Anlagen ringsumher in Rauch aufgehen. Die vierfüßigen Thiere, die Vögel, welche darin eingesperrt waren, kamen von allen Seiten hervor, und vermischten sich mit dem Rothwild und anderen wilden Thieren; aber ein höherer Trieb versammelte binnen kurzer Zeit alle menschlichen Geschöpfe, die hier verwandelt waren, um die Prinzen, ihre Befreier. Diese sahen sich mit einmal von Pferden, Kameelen und Elephanten umgeben, und darunter sogar Löwen und Tieger, ohne die ihnen eigene Wildheit.

Der Leichnam des Schwarzkünstlers war nun in Asche verwandelt; aber die ungeheure Hitze der Brandstätte verstattete noch nicht, sich zu nahen, um sie zu sammeln. Unterdessen benutzte die Prinzessinn von Aegypten ihre gegenwärtige Kleinheit und Leichtigkeit, erhub sich über diese neubelebte Menge, betrachtete sie, kam dann wieder zu Habed=il=Numan, und sagte zu ihm:

„Prinz, dieß sind die bisher so unglücklichen Wesen, welche du ihrer Heimath, den Ihrigen, und so zu sagen dem Leben wieder schenken wirst; sie werden zwar minder leicht zu regieren sein, wenn du ihnen ihre natürliche Gestalt zurückgegeben, als sie es gegenwärtig zu sein scheinen: aber du bist durch Mahomed und dein Gestirn zu dem Rechte berufen, ihnen allen zu gebieten. Du siehst sie hier erwarten, daß die Asche des Schwarzkünstlers mit der Asche seines Vaters und seiner Mutter vermischt werde und dir dazu diene, die Bezauberung zu vernichten, welche sie unter ihre Gattung hinab gestoßen hat. Unterdessen, bis du dich mit diesem tröstlichen Werke beschäftigen kannst, komm, in Begleitung deiner Gefährten, die Reichthümer in Augenschein zu nehmen, welche der Frevel des Schwarzkünstlers in seine Gewalt gebracht hatte; jedermann wird hier das ihm gehörige wieder erkennen: aber alles das, was keinen Herrn findet, ist allein dein Eigenthum."

Die Prinzen gingen sogleich unter Anführung des Vogels nach den Schatzkammern des Schwarzkünstlers: die seltensten und kostbarsten Waaren lagen hier aufgespeichert; man sah hier Haufen von goldenem und silbernem Geschirre, Berge von Goldmünzen in Beuteln, Gefäße von köstlichen Steinen, mit Diamanten von der größten Schönheit gefüllt, und Vorräthe von Lebensmitteln, hinreichend ein ganzes Heer ins Feld zu stellen.

„Hier ist die Fülle," sagte die Prinzessinn, „um die Habgier minder edelmüthiger Prinzen zu reizen, als die sind, mit denen ich rede.

Jeder von euch wird hier welche von seinen Unterthanen finden; dem Prinzen Habed-il-Ruman gebührt es, ihnen zu gebieten, daß sie sich unter den Fahnen ihrer angestammten Oberherren sammeln; alsdann werden die Rechte eines jeden anerkannt werden.

Bevor wir aber nach dem Scheiterhaufen des Schwarzkünstlers zurückkehren, will ich meinen Antheil von der Beute nehmen."

Mit diesen Worten flog die Prinzessinn von Aegypten auf ein Stück Flor herab, ergriff es mit ihrem Schnabel, faßte es in eine ihrer Krallen, und flog damit weg.

Alle kehrten nach der Stelle zurück, wo die Handvoll Asche lag, in welche der ganze Leichnam des Mograby verwandelt war. Habed-il-Ruman bemächtigte sich derselben, zerbrach die goldene Urne, welche er in seinem Busen trug, und brachte nun die Mischung zu Stande.

„Damit ist noch nicht alles gethan," sagte der Vogel, auf dem Flortuche sitzend, welches er mitgenommen hatte: „zünde Räucherwerk an, mein Prinz, wirf alle Federn des Vogels Fessessé hinein, welche du und deine Gefährten bewahrt habt, und gebeut ihnen,

im Namen Salomons, die Asche, welche du in die Luft werfen mußt, in alle vier Winde zu zerstreuen."

Der Prinz von Syrien gehorchte; und kaum war die Asche verstoben, als man ein wundersames Getöse vernahm: es war ein Ausruf des Erstaunens von zehntausend Menschen, welchen unvermuthet ihre menschliche Gestalt wiedergegeben worden.

Vierhundert und sieben und achtzigster Tag.

Habed-il-Ruman verlor keinen Augenblick: „Syrer," rief er, „sammelt euch hinter mir! Tataren! das ist euer Fürst; Chinesen, dieß hier ist der eurige! Ihr Leute von Damask! Leute von Cinigaé! sammelt euch unter euren Oberhäuptern!"

Auf diesen kurzen und bestimmten Befehl sah man das ganze Gewühl, indem jeder sich die Augen rieb, als wenn er aus einem tiefen Schlaf erwachte, sich entwirren, und mit wundersamer Geschwindigkeit gehorchen. Als jedermann an seinem Platze war, kündigten die Prinzen ihren Unterthanen an, daß auf den folgenden Tag die Abreise bestimmt wäre, und alle sich bereit halten sollten.

Da hätte man das Gewühl sehen sollen! ein jeder lief im Gefilde umher nach seinen Kameelen, seinen Pferden, seinen Elephanten; und die Frauen nahmen

Kinder bei der Hand, welche sie nicht kannten, und besorgten ihre kleinen Reisebedürfnisse. Nach zwei Stunden hatte ein jeder heraus gefunden, was ihm gehörte, und es herrschte allgemeine und vollkommene Ordnung.

Diese, wie neugeborenen Menschen fragten sich unter einander: „Wo sind wir?" und keiner von ihnen wußte darauf zu antworten: aber alle wähnten, erst gestern an den Ort gekommen zu sein, wo sie sich jetzo befanden.

Habed-il-Ruman ward Herr von dreißig Elephanten, sechzig Kameelen, und von einer bedeutenden Anzahl Pferde und Maulthiere. Seine Unterthanen mußten die Schätze des Mograby hervor holen und sie auf die Lastthiere vertheilen. Die Frauen und die für die Beschwerden der Reise noch zu schwache Jugend sollten in den kleinen Thürmen auf den Rücken der Elephanten sitzen. Für die sechs Prinzen standen prächtige Rosse bereit.

Mitten in der allgemeinen Unruhe und der Sorge eines jeden für sich selbst, hatte man die Hara aus den Augen verloren: da erblickte Habed-il-Ruman auf einmal ein vom Haupte bis zu den Füßen verschleiertes Frauenbild, einige Schritte von ihm auf der Erde sitzen und an einen Baum gelehnt. Er näherte sich ihr, redete sie an, und fragte:

„Wer seid ihr, liebe Frau?"

„Eine arme Aegypterinn," antwortete die Frau.

Auf diese kurze Antwort wollte der Prinz, welcher die Stimme erkannte, seine Gefährten herbei rufen, um ihr die gebührende Huldigung dar zu bringen, und sagte zu ihr:

„Große Prinzessinn, —"

„Ich bin nichts," unterbrach sie ihn; „mein Ungehorsam hat mich meiner Ansprüche auf die Krone, und was noch trübseliger ist, auf die väterliche Zärtlichkeit, verlustig gemacht. Ich war durch freie Wahl das Weib des Mograby. Meine Augen wagen es nicht, sich zum Himmel zu erheben, noch kann ich sie ohne Beschämung gegen die Erde richten. Die Schande ist mein Loos, und die Reue mein Trost.

Aber, edler Prinz, wenn ich gleich in allen Stücken gefehlt habe, und wenn mir auch alles fehlt, so sei du jedoch so großmüthig, dich meiner anzunehmen: setze mich auf einen dieser Elephanten neben Frauen, welche durch meine Gesellschaft nicht erniedrigt werden; sorge du für die Aegypter, welche sich hier unter der Menge befinden mögen: ich gehöre ganz meinem Wohlthäter an, ich bin nichts mehr für Aegypten.

Ich wünschte, daß mein Vater nimmer das gräßliche Schicksal vernähme, welches ich mir bereitet hatte: aber ich habe ihn noch in der Verblendung des Götzendienstes verlassen; ich muß eine Wallfahrt nach Mekka

und Buße thun, bis ich von dem großen Propheten die Gnade erlangt habe, den unglücklichen und ehrwürdigen Urheber meiner Tage den gräulichen Irrthümern zu entreißen, in welche er versunken ist."

Der Prinz Habed-il-Ruman war von diesen Reden bis zu Thränen gerührt. Dieser junge Prinz hatte noch keine anderen Frauen kennen gelernt, als die Königinn seine Mutter; die Liebe war für ihn noch eine durchaus unbekannte Leidenschaft.

Die Erzählung der Aegyptischen Prinzessinn von ihren Abenteuern hatte ihm große Hochachtung und herzliche Theilnahme für sie eingeflößt; die Klugheit, die Kenntnis, das edle Betragen, wovon sie hier so stätige Beweise gegeben, hatten noch die Gefühle erhöhet, welche er schon für sie hegte; mit einem Worte, er war, bevor er sie noch gesehen hatte, ohne es selber zu wissen, leidenschaftlich für sie eingenommen.

„Große Prinzessinn," sprach er zu ihr, „zweifelst du einen Augenblick daran, daß du unumschränkte Gebieterinn alles dessen bist, was hier ist? denkst du, daß wir dieß Volk, so bald es sich von seiner Betäubung erholt hat, in Unwissenheit darüber lassen werden, welchen Dank es dir schuldig ist? und daß einer von uns einen Augenblick der Pflichten vergessen könnte, welche dieß Gefühl von ihm erheischt?

Der Thurm, in welchem du reisen sollst, wird der Gegenstand unserer herzlichsten Huldigungen, so wie

unserer sorgfältigsten Aufmerksamkeit sein. Deine kleinsten Wünsche werden für uns Befehl, und unser Gehorsam ohnegleichen sein."

„Ach! Prinz," antwortete Planeten-Schwester, „bedenke, daß du zu einer Frau redest, welche eine ausschweifende Leidenschaft, der sie selber sich hingegeben, der heiligsten aller Pflichten hat vergessen lassen!"

Je mehr die schöne Prinzessinn von Aegypten sich demüthigte, je höher schien sie sich in den Augen Habed-il-Rumans zu erheben. Indessen ließ dieser junge Prinz sich durch eine aufkeimende Leidenschaft nicht von der Erfüllung seiner Pflichten abhalten. Als Anführer eines kleinen Heeres hatte er viel Arbeit, die Ordnung zu erhalten, den Marsch einzurichten, und für alle Bedürfnisse zu sorgen.

Die Asche des Vogels mußte zwar wieder den Berg zwingen, ihm den Durchgang zu eröffnen: aber er begriff nicht, wie die mit ihren Thürmen beladenen Elephanten durch die unterirdischen Gewölbe kommen sollten, welche er kannte.

Er hoffte alles von Salomons Gunst. Er schmeichelte sich, daß dieser große Prophet die Mittel und Wege befördern würde, durch welche er den Auszug der zahlreichen, durch so viele Wunder erhaltenen Karavane zu erleichtern gedachte. Er besprach sich darüber mit Planeten-Schwester, bevor sie sich in ihren Thurm zu Ruhe begab.

Der Prinz von Syrien theilte ihr zugleich eine Bemerkung mit, welche er gemacht hatte. Die Luft des Himmelstrichs, worin sie sich befanden, hatte sich sehr verändert; die Hitze war viel stärker geworden. Die Sandhaufen, welche bisher auf den Höhen der Berge zurückgehalten waren, drohten bald, von heftigen Winden getrieben, über die Ebene herab zu stürzen und sie unfruchtbar zu machen, so daß die jetzo daselbst versammelten Thiere, aus Mangel an Nahrung, umkommen mußten: man mußte ihnen also einen Weg bahnen, um aus diesem für sie unbewohnbaren Orte zu entkommen.

Vierhundert und acht und achtzigster Tag.

Während er sich mit diesen Gedanken beschäftigte, verfloß die Nacht, und der Klang von Kriegsmusik, welche sich in den sechs kleinen Lägern hören ließ, kündigte an, daß alles sich mit Anbruch des Tages in Bewegung setzen sollte. Der Tag erschien, und die Schaar der Syrer, welche Habed-il-Ruman anführte, bildete die Vorhut, und brach auf. Der Prinz setzte sein Roß in Galopp, und sprengte seiner Schaar voraus, um den Berg zu zwingen den Durchgang zu eröffnen; bei welcher Arbeit er keine Zeugen haben wollte. Bei der heftigen Erderschütterung gerieth das ganze

kleine Heer, welches ihm folgte, in Schrecken. Aber die Prinzen sprengten durch die Reihen und hatten bald alle wieder beruhigt; nur ein Umstand überraschte sie selber, nämlich, das Forttreiben des Sandes, welcher jetzo von den Höhen der Berge herab stürzte. Die darüber erschrockenen Thiere des Feldes folgten dem Heereszuge nach.

Der Prinz von Syrien hatte der Erde geboten, einen bequemen Durchgang zu eröffnen; sie war gehorsam gewesen, und man traf nirgend auf ein Hinderniß, selbst nicht in der Dunkelheit. Man gelangte an das Ufer der vormals so furchtbaren Quelle, und während man sich hier erfrischte, verbot Habed-il-Ruman im Namen Salomons der Erde, sich wieder zu schließen, damit auch den Thieren, welche dem Heere nachzogen, freier Durchgang bliebe.

Der Weg, welchem die Prinzen folgten, führte zu den Gränzen des Königreichs Tafilet. *) Man mußte zwanzig Stunden durch die Wüste ziehen, bevor man in bewohnte Gegenden kam. Von dort konnte man in drei Tagen Nareka erreichen, die Hauptstadt des Reichs, und den Sitz des Königs. In fünf Tagen hatten die Prinzen diesen ganzen Weg zurückgelegt, auf welchem ihnen keine Widerwärtigkeit zustieß.

---

*) Königreich und Stadt im Süden des Atlasgebirges.

Der König von Tafilet wurde von dem Anzuge der zahlreichsten und seltsamsten Karavane, so man jemals in seinen Staaten gesehen hatte, benachrichtigt. Er schickte ihr Beamte entgegen, welche Habed-il-Ruman mit Geschenken überhäufte, indem er um Erlaubnis bitten ließ, ausserhalb der Mauern der Hauptstadt seine Schaaren lagern, und seine Waaren abladen zu lassen, welche sie geleiteten.

Er war mit den Prinzen überein gekommen, zu sagen, sie kämen aus dem Königreiche Tombut *) und zögen nach dem Meere, sich dort einzuschiffen. Das Ansehen des Anführers und der Prinzen, welche mit ihm die Gesandten des Königs empfingen, flößte diesen Ehrfurcht ein; und die prächtigen Waffen, womit man alle ausgerüstet hatte, die im Stande waren, dergleichen zu tragen, erregten eine hohe Meinung von diesem Zuge. Die gezähmten Elephanten mit den Thürmen auf ihren Rücken, waren ein neues Schauspiel für ein Volk, welches nur gewohnt war, sie ganz wild zu sehen.

Angelangt in Nareka, begaben sich die Prinzen zu dem König, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Auf seine Fragen erhielt derselbe von ihnen keine andere Antwort, als daß sie zu ihrer Belehrung reiseten, unter Anführung des kundigsten von ihnen. Die präch-

*) Das jetzt eben so eifrig gesuchte Tombuktu im Herzen Afrika's.

tigsten Geschenke begleiteten diese Erklärung und gaben ihr Gewicht.

Nach etlichen Ruhetagen setzten sie ihren Weg fort, und erreichten die Küste, wo ein jeder Schiffe für sich und die Seinen antraf. Es war nun die Stunde der Trennung gekommen; aber zuvor überhäufte Habed-il-Ruman noch seine Gefährten mit Reichthümern, und verbreitete seine Wohlthaten über alle diejenigen, welche er deren bedürftig erachtete. Die kluge und liebreiche Planeten-Schwester hatte sich im Stillen nach allem erkundigt, so daß sie die Umstände aller Einzelnen der Karavane kannte, und war allem zuvor gekommen. Stäts mit ihrem Schleier bedeckt, leitete sie den Prinzen von Syrien bei seinen Handlungen der Wohlthätigkeit, und ließ ihm tausendfachen Genuß in der Ausübung dieser Tugend finden; um so mehr, als sie ihm dadurch Gelegenheit gab, sich noch mehr ihre Hochachtung zu verdienen, auf welche er schon eifersüchtig zu werden begann.

Die Prinzen trennten sich mit großen Freundschaftsversicherungen, und versprachen einander bei allen Gelegenheiten Beweise davon zu geben. Sie schifften sich ein, und fuhren, jeder nach seinem väterlichen Reiche, wo ihre Heimkehr und die Abenteuer, welche sie zu erzählen hatten, eine sehr angenehme Ueberraschung, und sogar eine Veränderung in der Denkweise hervorbringen mußten: aber es ist uns unmöglich, ihre

ferneren Schicksale zu verfolgen, weil wir es hier insonderheit nur mit der Geschichte des Prinzen von Syrien, des Vertilgers des verruchten Mograby, zu thun haben; und seine übrigen Abenteuer wollen wir nun noch erzählen.

Habed-il-Ruman und Planeten-Schwester.

Da er keinen Aufwand zu scheuen brauchte, so hatte er bald zwölf Fahrzeuge erkauft, worin er alle seine Leute einschiffen konnte. Er behielt von allen Thieren, welche das kleine Heer seiner Karavane begleitet hatten, nur den weißen Elephanten, auf welchem die Prinzessinn den Landweg gemacht, und sein eigenes Roß. Nach der glücklichsten Ueberfahrt, landete er an den Küsten von Syrien.

Sobald Habed-il-Ruman den Erdboden seines väterlichen Reichs betreten hatte, sandte er, aus Furcht vor einer zu plötzlichen Ueberraschung, an die Urheber seiner Tage einen vornehmen Syrer mit einem Briefe, der ihnen seine Ankunft verkündigte.

Die Kette der Begebenheiten hat uns so weit von dem Hofe von Syrien verschlagen, daß es uns nicht möglich war, seitdem wir Habed-il-Kalib und Elmennur durch die Entführung ihres Sohnes in

tiefen Schmerz versenkt sahen, einen Blick auf dasjenige zu werfen, was weiter dort vorgegangen ist. Wir hätten da viele Thränen vergießen sehen: aber der Rath des Scheichs, der Habed-il-Rumans Hofmeister war, bewahrte die zärtlichen Aeltern davor, sich der Verzweiflung hinzugeben.

Er forderte den König auf, öffentliche Gebete anstellen zu lassen; es verging kein Augenblick des Tages oder der Nacht, wo nicht ein Muselmann auf seinen Knieen in der großen Moschee den Schirm Mahomeds für den jungen und unglücklichen Prinzen anflehte.

„Herr,“ sagte der fromme Scheich, „Satanai hat in gewissen Stunden eine sehr große Macht auf Erden; man muß also durch einen ununterbrochenen Widerstand bewirken, daß er zu keiner Zeit freie Gewalt habe, deinem Sohne Böses zu thun, und du wirst endlich über ihn den Sieg davon tragen.“

Der König selber brachte ein Drittheil des Tages in der großen Moschee zu, und Elmennur hätte Nacht und Tag darin bleiben mögen, um unablässig für das Heil ihres Kindes zu wachen.

Vierhundert und neun und achtzigster Tag.

In dieser Lage befand sich alles an dem Hofe von Syrien, und noch hatte nichts Erheiterung darin ge-

bracht, als eines Tages der Hofnarr, in demselben Augenblick, wo seine Nase ihn ungemeinem Gelächter aussetzte, plötzlich die große Warze, welche sie so sehr entstellte, verschwunden fühlte. Jedermann erstaunte über dieß Ereignis. Es kam auch zur Kenntnis des Scheichs, und dieser begab sich auf der Stelle zu dem Könige.

„Herr," sprach er zu ihm, „ein Glück kömmt niemals allein. Der Mograby hatte euern Verschnittenen wahrhaft gekränkt, indem er ihn also entstellte; die Bosheit dieses verruchten Zauberers ist nothwendig beharrlich: und siehe, eine ihrer Wirkungen ist gegenwärtig verschwunden; ich ahne daraus die Abnahme seiner Macht. Laßt uns in der Moschee Dank dafür sagen."

Einen Monat darauf empfing Habed-il-Kaleb den Brief seines Sohnes. Er befehligte auf der Stelle viertausend Mann seiner Reiterei, Habed-il-Numan entgegen zu ziehen.

Man warf im Palast, in der Stadt die Trauer ab. Elmennur war außer sich vor Freuden; der alte Vesyr, ihr Vater, wollte selber die Anführung der entgegengesandten Leibwache übernehmen, und der alte Scheich rüstete sich, ihm gemächlich auf einem Kameele zu folgen.

Die zur Einholung des Prinzen von Syrien abgeschickte Schaar war überrascht durch die schöne Ord-

nung, in welcher sie die seinige daher ziehen sah; er selber auf einem prächtigen Rosse, ritt an der Spitze, und zeichnete sich vor allen aus. Er sprengte voraus, und warf sich in die Arme seines Großvaters und seines Lehrers, und alle setzten nun vereinigt den Weg nach der Hauptstadt fort.

Das Volk strömte haufenweise daraus hervor, seinem künftigen Beherrscher entgegen, zog mit Freudengeschrei vor ihm her, und bestreute seinen Weg bis zum Palast mit Blumen. Er kam endlich dort an, und wurde von Habed-il-Kalib und Elmennur als der einzige Gegenstand ihrer Zärtlichkeit empfangen, welchen eine besondere Gnade des Himmels ihnen wieder geschenkt hatte. Sie badeten ihn in ihren Thränen der Freude und der Zärtlichkeit, und wurden von den seinigen gebadet.

Habed-il-Ruman ersuchte hierauf, in einem ruhigen Augenblick, seine Mutter, das Oberhaupt der Verschnittenen mit einer Sänfte der Prinzessinn von Aegypten entgegen zu schicken, und bat sie, dieselbe freundlich bei sich aufzunehmen, und sie als diejenige zu behandeln, der er, nächst Gott und Mahomed, seine Rettung verdankte. Im Palast erzählte er sodann, in Gegenwart des Vesyrs und des Scheichs, seine Abenteuer und die anziehende Geschichte der Planeten-Schwester. Von neuem flossen die Thränen, deren

Quelle wechselsweise Mitleid, Furcht und Rührung waren.

Elmennur eilte der Prinzessinn entgegen, deren Ankunft ihr verkündigt wurde, und führte sie auf der Stelle, so wie sie es wünschte, in die für sie bestimmten Zimmer.

Planeten-Schwester legte jetzt zum erstenmale den Schleier ab, seitdem sie sich auf den Höhen des Atlas-Gebirges damit bedeckt hatte. Sie hatte sich nicht einmal den Syrischen Frauen gezeigt, welche Habed-il-Ruman ihr zur Bedienung gegeben; sie wollte sogar das Gerücht vermeiden, welches ihre ungemeine Schönheit hätte erregen können. Elmennur, welche sie zärtlich umarmte, war ganz in Erstaunen darüber.

„Ach, Königinn," sagte die Prinzessinn mit schmerzlichem Tone, „lasset ab, dasjenige zu preisen, was mein Verderben verursacht hat. Ohne dieses unselige Geschenk wäre ich meinem Vater gehorsam, geehrt und tugendhaft geblieben; ich wäre noch eine Königstochter, selber dereinst zu herrschen bestimmt: und jetzo bin ich nichts, als die schuldvolle Wittwe eines Ungeheuers, für mein ganzes übriges Leben dem Schmerz und der Reue hingegeben; gezwungen, allem zu entsagen, außer dem Gebet und der Zurückgezogenheit. — Erzeiget mir die Gnade, Königinn," fuhr die untröstliche Schönheit fort, „und gewähret mir Mittel, durch einen Brief die Verzeihung meines Vaters anzuflehen;

erlaubet mir dazu einen eurer Eilboten. Die Ehre eures Schutzes ist es allein, was mich zu diesem kühnen Schritte ermuntern konnte, und ich kann ihn nicht bald genug thun, um mein Herz von der drückendsten aller Lasten zu befreien."

Elmennur, innigst gerührt, erbot sich zu allem was sie nur von ihr verlangen könnte, und kam allen ihren Wünschen zuvor. Im Vertrauen hierauf, bat die Prinzessinn um Erlaubnis, auf der Stelle an ihren Vater zu schreiben.

„An den König von Aegypten.

Herr, eine ungehorsame Sklavinn, welche das Recht verscherzt hat, Euch ihren Vater zu nennen, fleht euer Mitleid an: nachdem ihr Unglück sie über ihre Pflichten belehrt hat, ist sie Muselmännin geworden, und durch die ausgezeichnete Obhut des großen Propheten, dessen Grab zu besuchen, sie Euch um Erlaubnis bittet, dem unglückseligen Zustande entrissen, welchen sie sich selber zugezogen hat. Mit meiner verhängnisvollen und strafbaren Einwilligung, wurde ich Euch, Herr, durch einen Zauberer entführt, welcher das boshafteste Ungeheuer auf Erden, und ein Genosse des gräulichen Götzen Baal war; ich habe Gelegenheit gehabt, die falschen Gottheiten seiner Art, so wie ihre Günstlinge und Diener kennen zu lernen. Ich

verzeihe mir die Dreistigkeit, an Euch zu schreiben, weil ich es thue, damit Ihr gegen diejenigen auf Eurer Hut seid, welche mich verderbt haben, und Euch gleichfalls verderben wollen. Wenn die Zauberin, welche Ihr mir zur Hofmeisterinn gegeben habt, sich wieder blicken läßt, so laßt sie verbrennen, zugleich mit dem Bilde ihres Götzen.

Ich schreibe Euch dieß, mein Vater, am Hofe des Königs von Syrien, wo ich mit zuviel Güte aufgenommen worden; hier will ich Eure Befehle erwarten.

Nehmet keinen Anstand, ich beschwöre Euch darum, Euch einen Koran geben zu lassen; dieß Buch allein ist wahrhaft: alle Bücher Eurer Priester enthalten nur Lug und Trug. Eine einzige Zeile dieses Werks hat Eure schuldbeladene Tochter von einer Qual befreiet, von welcher es unmöglich ist sich eine Vorstellung zu machen; möchtet Ihr dieselbe mit Vertrauen, mit Ueberzeugung lesen! sie lautet also: „Gott allein ist Gott, und Mahomed ist sein Prophet!"

Planeten-Schwester übergab diesen Brief an Elmennur; die schöne Königinn und Habed-il-Kalib fügten ihrerseits Briefe bei, und ein Bote wurde damit an den König von Aegypten abgefertigt.

Unterdessen bereitete man in Thadmor alles zu der Wallfahrt der Prinzessinn von Aegypten: zehntau-

send auserlesene Reiter waren zu ihrer Begleitung bestimmt, und Habed-il-Ruman, durch eigene Andacht und durch ein ehrerbietiges, aber zugleich sehr zärtliches Gefühl für eine Frau angetrieben, welche er noch nicht gesehen hatte, und niemals hoffte zu sehen, trachtete nach der Ehre an der Spitze dieser Bedeckung zu stehen.

Vierhundert und neunzigster Tag.

Elmennur kannte den Zustand des Herzens ihres Sohnes besser, als er selber, und konnte ihn nicht tadeln, so hinreißend fand sie die Reize der Planeten-Schwester: aber sie verzweifelte daran, daß ihr Sohn diese Prinzessinn jemals bewegen könnte, ihrem gefaßten Entschlusse zu entsagen, wodurch sie sich gänzlich einem bußfertigen Leben weihete.

„Ah! Prinzessinn," sprach sie zu ihr, „wollt ihr euch denn mit ein und zwanzig Jahren lebendig begraben? wollt ihr die Erde ihrer schönsten Zierde berauben? Wollt ihr den König von Aegypten, der so glücklich ist, euch wieder gefunden zu haben, nachdem er schon wähnte, euch für immer verloren zu haben, der Genugthuung berauben, euch auf seinen Thron zu sehen, für welchen ihr geboren seid? Ihr seid zu strenge gegen euch selber; eure Jugend, eure Unerfah-

renheit, und die fast unwiderstehliche Gewalt der zu eurer Verführung angewandten übernatürlichen Mittel, alles zusammen entschuldigt euch.

„Nein, Königinn," antwortete die Prinzessinn; „und wenn ich glauben könnte, was ihr mir da saget, so würde ich zittern, in euren Augen eben so verächtlich zu erscheinen, als ich es in den meinigen sein würde.

Ich habe das Gift gierig eingesogen, welches sich in mein Herz einschlich. Ich scheute den ernsten Sinn eines Gatten, welchen der König mein Vater mir geben wollte, wohl wissend, welche treffliche Wahl er für die Beherrschung seines Volks getroffen hatte. Endlich, indem ich mich meinem Entführer hingab, empörte sich mein Blut in meinen Adern und mahnte mich an meinen Vater: aber ich hörte nicht auf diese übernatürliche Warnung; ich gab mich der Zauberei und dem Zauberer hin, und trotzte den heilsamen Weisungen, welche mir im Traume gegeben wurden, und einer geheimen Stimme, welche mich zum Mistrauen aufforderte.

Die Unwissenheit mag zu entschuldigen sein: ich aber, verehrte Königinn, ich bin es nicht; der Misbrauch, welchen ich von den Gaben, die mir die Natur verliehen, und von den mir vom Himmel gesandten Rettungsmitteln gemacht habe, verursacht gegenwärtig

meine tiefeste Beschämung. Könnte es übrigens irgend einen Prinzen von Hoheit der Seele auf Erden geben, welcher die Hand der Wittwe des Mograby annehmen wollte, einer Frau, welche sich mit dem Laster selber vermählt hat?"

„Ah! Prinzessinn," sagte Elmennur, „reichet mir diese schöne Hand, daß ich sie auf mein Herz lege! Wenn alle Menschen sich selber so prüften, wie ihr es thut, so würden sie von dem Gerichte des Himmels nichts zu fürchten haben."

Alles war nun in Thadmor zur Abreise der erlauchten Pilgerin in Bewegung: eine unzählbare Menge wollte sie begleiten, die aus den Händen des Mograby durch Mahomeds Macht erretteten Syrer aus Schuldigkeit, und funfzigtausend andere Unterthanen des Königs von Syrien aus Dankbarkeit für die Wohlthat, daß ihnen der Himmel ihren liebenswürdigen Prinzen wiedergeschenkt hatte.

Das Gerücht, welches sich in den benachbarten Gegenden von der Schönheit und der Sicherheit einer Karavane verbreitete, deren Bedeckung von dem einzigen Sohn eines mächtigen Königs befehligt wurde, bot der Andacht der Muselmänner eine so schöne Gelegenheit dar, daß von allen Seiten Pilger herbei strömten: aber es kam noch jemand von ganz anderer Bedeutung herbei, nämlich, der König von Aegypten.

Dieser Fürst wurde seit der Entführung seiner Tochter, welche ihm ein unbegreifliches Ereignis blieb, über den Verlust eines so geliebten Kindes, in Gram verzehrt.

Die Götzen-Priester, welche er befragt hatte, versicherten vergeblich, daß er es als das größte Glück ansehen müße, weil seine Tochter in die Gewalt des Gottes selber entrückt, und aller seiner Ehren und aller seinen Günstlingen beschiedenen Glückseligkeit theilhaftig geworden: ein tiefes Gefühl in ihm widerstrebte dieser Ueberredung, und diese Stimmung seiner Seele wurde fortwährend durch Träume unterhalten.

Man kann sich nun denken, welche Wirkung der Brief der Tochter auf diesen Fürsten machte. Die Freude, sie wiedergefunden zu haben, war sein erstes Gefühl: aber sie klagte sich selber als schuldig an; aber ein Verführer war dabei im Spiel, und Baal war sein Gehülfe gewesen; aber durch die Arglist ihrer Hofmeisterinn war sie in ein gräßliches Unglück gestürzt, aus welchem eine einzige Zeile des Korans sie errettet hatte. Er las diese Zeile zu wiederholten Malen: „Ganz Asien," sprach er, „hat sich dem Gesetze Mahomeds unterworfen, und es verkündigt einen einzigen Gott: sollte Baal nur ein Hirngespinst sein? was sage ich? ein Hirngespinst nimmt nicht an Schandthaten Theil!"

Diese Betrachtungen verwickelten ihn in seltsame Widersprüche. Nach dem Briefe seiner Tochter, las er auch die Schreiben des Königs und der Königinn von Syrien, welche sich Glück wünschten, daß sie einen solchen Schatz von Schönheit, Wissenschaft, Klugheit und Tugend für ihn aufbewahren könnten, und dieser Schatz war die reizende Planeten-Schwester, war seine Tochter, für welche man ein ihres Ranges und ihrer Geburt würdiges Gefolge ausrüstete: der König wähnte zu träumen. Unterdessen blieb seiner Neugierde noch übrig, den Gesandten, der ihm die Briefe überbracht, zu befragen: er vernahm von ihm, daß die Prinzessinn mit dem Prinzen Habed-il-Ruman und dreitausend Syrer und Syrerinnen in Syrien angekommen, nachdem sie durch die Gnade Gottes und seines Propheten aus den Gefängnissen eines Zauberers, genannt der Mograby, und Sklave und Günstling aller Teufel der Hölle, befreiet worden.

Die Ungeduld erlaubte dem Könige nicht, länger zu Masser zu verweilen: er ließ seinen zum Nachfolger bestimmten Neffen rufen, der damals das Amt des Groß-Vesyrs versah; er hatte ihn mit einer Verwandten vermählt, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen.

Er theilte ihm alle seine Neuigkeiten mit, so wie seinen Vorsatz, sich auf der Stelle nach Syrien zu begeben: die Zurüstungen waren bald gemacht, und die Reise wurde schleunigst angetreten.

Planeten-Schwester sah, anstatt einer Antwort auf ihren Brief, ihren Vater selber ankommen: der König und die Königinn von Syrien waren Zeugen ihres rührenden Wiedersehens.

Ah! wie viel leichter fand die schöne Sünderinn in den Augen ihres Vaters Gnade, als in den ihrigen! Er umarmte sie mit Entzücken der Zärtlichkeit, und beschloß damit, daß er sich selber alle ihre Vergehen zurechnete.

Mit großer Ungeduld verlangte er den Prinzen Habed-il-Ruman zu sehen, dem seine Tochter so viel Verpflichtungen hatte. Planeten-Schwester erschien jetzo zum erstenmal ohne Schleier vor Habed: sie schlug die Augen bei seinem Eintritte nieder, aber eine flammende Röthe, welche das Gesicht der einen, wie des andern überzog, konnte wohl wahrnehmen lassen, daß, wenn gleich ihr Mund sich noch nicht erklärt hatte, ihre Herzen sich doch schon längst verstanden.

Der König von Aegypten machte dem jungen Prinzen alle erdenklichen Liebkosungen, und kündigte an, daß er selber der Karavane folgen wollte, welche im Begriff wäre nach Mekka zu ziehen: seine reizende Tochter war nunmehr auf dem Gipfel der Freude.

Die Wallfahrt nach Mekka ist eine gar ernstliche Handlung; mancherlei Gnaden sind damit verknüpft. Die schöne Prinzessinn von Aegypten wurde daselbst von ihrem übertriebenen Bedenken wegen einer neuen

Vermählung geheilt; sie entschloß sich, die Wünsche des Prinzen Habed, ihres Andachtsgefährten, zu erhören: sie that ohne Zweifel wohl daran, aber sie hatte auch Zeit gehabt, den Pilger kennen zu lernen, — besser als die Scheinheilige von Damask den ihrigen.

Geschichte Moradbaks.

Vierhundert und ein und neunzigster Tag.

Huddschadsch, einer der berühmten Könige von Persien, litt an einer so großen Schlaflosigkeit, wie noch nie erhört war; sie erhitzte ihm das Blut so ungeheuer, daß er grausam und unmenschlich ward, da er zuvor gütig und menschlich war, als er noch der Ruhe genoß, wie die übrigen Menschen.

Er hatte seit zwanzig Jahren alle Mittel der Weisen und der berühmten Aerzte des Morgenlandes angewandt: aber alle ihre Rathschläge, alle ihre Verordnungen waren fruchtlos gewesen. Zuletzt, da er gar nicht mehr wußte, zu welchem Mittel er greifen sollte, um den Schlaf wieder zu finden, befahl er seinem Vesyr, der gewöhnlich bei ihm wachte, einen Mann Namens Fitéad herauf kommen zu lassen,

der die Thüren seines Palasts und eines besondern, damit verbundenen Gefängnisses zu bewachen hatte. Huddschadsch glaubte, daß ein Mensch von einer so sitzenden Lebensart, wie ein Thürhüter und Kerkermeister, von vielen Leuten die Geschichte ihres Lebens oder ihrer Unfälle gehört haben müßte, und daß diese Erzählungen ihm vielleicht den Schlaf wieder verschaffen würden. Als Fitéad ihm vorgeführt war, sprach er zu ihm:

„Ich kann nicht schlafen, und du sollst mir Geschichten erzählen."

„Ach! mein erhabener Gebieter," sagte Fitéad, „ich kann nicht lesen, und habe gar kein Gedächtnis; ich habe mich stäts damit begnügt, die Palastthüren Euer Majestät pünktlich zu öffnen und zu schließen, und die mir anvertrauten Gefangenen treulich zu bewachen; ich habe niemals an sonst etwas gedacht."

„Ich glaube, daß du die Wahrheit sagst," erwiederte Huddschadsch: „aber wofern du mir nicht jemand verschaffst, der mir Geschichten erzählt, welche mich einschläfern, oder mich ergetzen können, wenn ich nicht schlafen kann, so lasse ich dich hinrichten. Geh; ich gebe dir vier Tage Zeit, mir zu gehorchen: wo nicht, so halte ich dir Wort."

Fitéad sagte im Weggehen bei sich selber:

„Nimmer kann ich das leisten, was der König von mir fordert; es bleibt mir nichts anderes übrig,

als das Land zu verlassen und mein Heil anderswo zu suchen."

Indessen durchwanderte er die Stadt und fragte alle, die ihm begegneten, ob sie niemand kennten, der Geschichten oder Mährchen zu erzählen wüßte, welche einzuschläfern vermöchten: aber jedermann verlachte ihn über seine Frage, und ließ ihn in seiner Verlegenheit. Sehr betrübt und kummervoll kam er heim.

Fitéad war Wittwer, und hatte eine Tochter von etwa zwölf Jahren, die sehr schön war und viel Geist hatte; sie hieß Moradbak. *) Sie bemerkte bald den Kummer, der ihren Vater verzehrte, und befragte ihn deshalb so theilnehmend, daß er sogleich ihre Neugierde befriedigte. Moradbak beschwur ihn, sich nicht deshalb zu betrüben, sondern sein Vertrauen auf Gott zu setzen, und versicherte dabei, daß sie am nächsten Tage schon zu finden hoffe, was der König binnen drei Tage verlangte; und Fitéad erwartete mit Ungeduld die Erfüllung der Zusage seiner Tochter.

Als die Nacht gekommen war, ging Moradbak in ihr Zimmer; sie hub die Matte zwischen ihrem Bette und der Wand auf, stieg in das unterirdische Gefängnis hinab, bis an das Eisengitter, um den weisen Abumélek über eine so bedenkliche Angelegenheit zu befragen.

*) Moradbak bedeutet erfülltes Verlangen.

Zum Verständnisse dieses Schrittes, muß man wissen, daß der König Huddschadsch vorlängst diesen großen Mann hatte ins Gefängnis werfen lassen, mit dem Befehl, ihm nichts anders als Wasser und Brot zur Nahrung zu reichen, und ihn mit niemand reden zu lassen, wer es auch sein möchte. Der Fürst hatte des weisen Mannes, so wie seiner eigenen Befehle gänzlich vergessen, welche er schon vor funfzehn Jahren ertheilt hatte. Dieser Weise, der es keinesweges darin war, daß er einen König zurecht weisen wollte, war in der Hoffnung an den Hof dieses Königs gekommen, seine Schlaflosigkeit heilen zu können; und um dieß zu bewirken, hatte er ihm vorgestellt, wie sehr die Grausamkeit die Schärfe des Bluts vermehrte, und den Schlaf verscheuchen müßte: aber er war für diese heilsame Warnung durch ein Gefängnis bestraft worden, welches grausamer war, als der Tod. Es war damals ungefähr drei Jahre, daß die junge Moradbak in ihrem Zimmer mit einem Vogel spielte, der seit einigen Tagen ihr einziger Zeitvertreib war; nun hatte sie hinter ihrem Bette eine Matte, und hinter dieser Matte eine Stelle der Wand entdeckt, welche so schlecht gemauert war, daß sie einige Oeffnungen hatte, in welche ihr geliebter Vogel hineinschlüpfte. Vergeblich suchte sie ihn durch ihren Ruf wieder hervor zu locken, und gerührt von den Klagelauten des kleinen Thiers, nahm sie einige Steine aus der Wand,

und zwar mit solcher Leichtigkeit, daß sie binnen kurzer Zeit in ein Gewölbe gelangte, dessen Thüre so nachläßig vermauert worden war. Moradbak fing so ihren Vogel wieder, und aus Furcht, gescholten zu werden, daß sie die Mauer zerbrochen, verdeckte sie sorgfältig den Eingang des Gewölbes mit der Matte, so daß man ihn gar nicht bemerken konnte. Die Jugend ist aber neugierig. Dieses Gewölbe, so grauenvoll es bei dem ersten Anblicke schien, war breit und hoch genug, daß ein Mensch durchkriechen konnte. Moradbak gewöhnte sich allmählich daran, es ohne Grauen zu betreten. Ein Wehklagen, welches sie im Hintergrunde des Gewölbes hörte, verursachte ihr anfangs Furcht, welche sich aber legte; sie wollte wissen, woher es käme; zwanzigmal schritt sie vorwärts, und zwanzigmal trat sie wieder zurück: aber endlich entdeckte sie, daß das Gewölbe nach dem Gefängnisse führte, in welchem der weise Abumelek versperrt war, und nur durch zwei furchtbare Eisengitter davon getrennt war.

„Wer du auch seiest," rief der Weise sie an, „erbarme dich meines Elends!"

„Ach!" antwortete ihm Moradbak, „was kann ich für dich thun? Ich bin die Tochter Fitéads und erst neun Jahre alt, und mein Vater wird mich vielleicht schelten, daß ich mit dir gesprochen habe. — Bist

du," fuhr sie fort, „der Gefangene, dem er täglich Wasser und Brod bringt, und den ich nicht sehen soll?"

„Ich bin es," antwortete ihr Abumelek.

Da ward Moradbak dreister, sie kam an das Eisengitter, und bald brachte sie ihm fortan alles, was sie vermochte, und alle die kleinen Erquickungen, deren sie sich selber oft beraubte, um die harte Gefangenschaft des Weisen zu lindern. Diese Gutherzigkeit zu vergelten, beschloß er seinerseits, ihre Seele zur Tugend und zu höheren Kenntnissen zu erheben. Zu diesem Zwecke, und um ihr die Lehren der Tugend desto angenehmer zu machen, hatte er ihr mancherlei Geschichten erzählt.

Vierhundert und zwei und neunzigster Tag.

Demnach hatte Moradbak, als sie ihrem Vater versprach, ihm einen solchen Mann zu verschaffen, wie er suchte, anfangs nur daran gedacht, ihm den weisen Abumelek dazu vorzuschlagen; sie hatte sogar das Verlangen des Königs als ein Mittel angesehen, ihm die Freiheit zu verschaffen, und als eine Gelegenheit, welche sie benutzen müßte, dasjenige zu vergelten, was sie ihm verdankte. Indessen wollte sie sich erst mit ihm besprechen, bevor sie ihrem Vater einen Vorschlag machte, um zu wissen, wie sie von ihm reden müßte,

ohne ihm nachtheilig zu werden, und wie sie ihren Vater bewegen könnte, sich seiner bei dieser Gelegenheit, auf eine so natürliche Weise zu bedienen, daß dadurch keiner von beiden in Ungelegenheit geriethe.

In dieser Absicht nun stieg sie in das Gewölbe hinab, kam an das Gefängnisgitter und theilte dem Weisen den ganzen Vorgang, so wie ihren Entwurf mit.

Abumelek erwiederte ihr, Huddschadsch möchte sich vielleicht noch der Drohungen erinnern, welche er ihm gemacht, und dieser Vorschlag ihn selber nur unnütz in Gefahr bringen; es wäre also besser, wenn sie selber sich dazu erböte, die verlangten Geschichten zu erzählen.

„Du hast Gedächtnis," fügte er hinzu; „ich habe dir schon mancherlei Geschichten erzählt, und will dir noch so viel andere erzählen, als du deren immer bedarfst. Geh, und vergiß nicht, daß du keine Gefahr scheuen darfst, um das Leben deines Vaters zu retten."

Diese Worte machten tiefen Eindruck auf die junge Moradbak, die, ungeachtet ihrer Vorzüge, nicht eingebildet war, und bestimmten sie, sich am folgenden Morgen ihrem Vater selber anzutragen."

„Mein Vater," sprach sie zu ihm, „ich bin so glücklich, dich aus deiner Noth zu reißen, und deine Tage vor der Grausamkeit des Königs zu sichern."

„Ach! meine Tochter, wie viel Dank bin ich dir schuldig!" erwiederte er ihr, indem er sie mit Thränen

in den Augen umarmte. „Wo finde ich den außerordentlichen Menschen, dem ich also verpflichtet sein soll? Ich will hin gehen, mich zu seinen Füßen werfen und ihm die Beweise meines innigsten Dankes darbringen.“

„Du hast nicht weit zu gehen,“ versetzte Moradbak, „um ihm für etwas zu danken, was Pflicht und Gefühl ihn mit Freuden unternehmen läßt. — Ich bin es selber,“ fuhr sie fort.

„Du bist es?“ erwiederte Fitéad mit einer Ueberraschung, in welche Verdruß sich mißte; „ich danke dir für deinen guten Willen: aber wenn du mir kein andres Hülfsmittel zu bieten hast, so sehe ich wohl, daß ich mich entschließen muß, das Land zu verlaßen. Bereite dich, mir auf der Flucht zu folgen; es bleibt mir kein andrer Ausweg übrig, und vielleicht sind wir anderswo glücklicher.“

„Wenn du genöthigt wärest, das Vaterland zu verlassen,“ erwiederte ihm Moradbak mit Zärtlichkeit, „so würde ich dir gewiß mit Freuden folgen: aber du bist noch nicht bis zu diesem Elende gebracht. Sei ruhig, lieber Vater, ich stehe dir für alles. Der König kann nicht schlafen, und ich gedenke keineswegs ihm schwierige Aufgaben vorzulegen, welche den Geist aufregen; nach Art der Indischen Weltweisen, z. B.

„Eine Frau ist in einem Garten, wo sie Aepfel aufgelesen hat: dieser Garten hat vier Thore, deren jedes von einem Manne bewacht wird; da gibt die Frau

dem ersten die Hälfte dieser Aepfel; dem zweiten gibt sie wieder die Hälfte von den noch übrigen; dasselbe thut sie bei dem dritten, und eben so theilt sie auch noch mit dem vierten, so daß sie zuletzt nur noch zehn Aepfel übrig hat: und nun frägt man, wie viel sie deren überhaupt aufgelesen hatte."

Fitéad, voll Verwunderung, wollte heraus bringen, wie viel Aepfel die Frau wirklich gehabt hätte, aber Moradbak unterbrach seine Berechnung, und sagte:

„Es waren hundert und sechzig. — Sei also versichert," fuhr sie fort, „daß ich in den gehörigen Schranken zu bleiben weiß, welche meine Unternehmung erfordert; fürchte nicht, daß ich es machen werde, wie die Frau, deren Glück Ebuali Sina gemacht hatte, und die sich nicht in den von dem Weisen vorgeschriebenen Schranken zu halten vermochte. Willst du ihre Geschichte hören?

Fitéad willigte ein, und Moradbak fuhr also fort:

Vierhundert und drei und neunzigster Tag.

„Ebuali Sina, ein weiser Derwisch, und sehr beliebt bei dem großen Propheten, brachte eine Nacht bei einer armen Frau zu, welche alle Pflichten der

Gastfreundschaft an ihm übte. Er war gerührt von dem unglücklichen Zustande, worin sie sich befand, und um ihr Elend zu erleichtern, löste er einen Stein aus der Wand eines Hauses, und sprach gewisse Worte über demselben aus; dann setzte er ihn wieder an seine Stelle, bohrte durch ihn eine kleine Röhre, an deren Ende er einen Hahn anbrachte. Hierauf sagte er zu der Frau, indem er ihr dankte und Abschied von ihr nahm:

„Meine gute Mutter, wenn du Permez *) haben willst, so öffne diesen Hahn, und zapfe daraus so viel, als dir beliebt. Nimm davon, was du zu deinem Gebrauche nöthig hast, das Uebrige trage zu Markte; und sei versichert, daß diese Quelle nie versiegen wird: das einzige, was ich von dir fordere, ist, daß du diesen Stein nicht wieder losmachest und nicht nachforschest, was ich dahinter gethan habe."

Die gute Frau versprach es ihm, und eine Zeit lang beobachtete sie, was der heilige Mann ihr geboten hatte. Sie kam wieder zu Kräften, bald herrschte Wohlstand in ihrem kleinen Haushalt; endlich aber ward die Neugierde so mächtig in ihr, daß sie unterlag: sie machte den Stein los, und fand nichts dahinter, als eine Weintraube. Sie fügte alles wieder

*) So heißt ein gekochter Wein, der sehr berühmt ist.

ein, wie sie es gefunden hatte, aber der Permez floß nicht mehr, sondern war für immer versiegt.

Sei also überzeugt, mein lieber Vater," fuhr Moradbak fort, „daß ich nicht, aus allzu starker Begierde, Gutes zu thun, den Stein losbrechen, sondern meine Unterredungen mit dem Könige wohl benutzen werde, und daß es dich nicht gereuen wird, mich zu ihm geführt zu haben, damit ich ihm Geschichten erzähle."

Fitéad war hoch erfreuet über die Verständigkeit seiner Tochter, umarmte sie mehrmals, und gab ihren Bitten nach, in der Ueberzeugung, daß er keine Vorwürfe davon haben würde.

Er ging also am Morgen zum König, als dieser seinen ersten Divan *) hielt, was immer sehr früh geschah, weil er nicht schlief; er warf sich vor ihm nieder und sprach:

„Euer Majestät gab mir gestern drei Tage Zeit, jemand für euch zu finden, der euch Geschichten erzählen könnte: indessen bin ich im Stande, euch schon heute jemand vorzustellen, womit ihr zufrieden sein werdet."

„Du hast wohl gethan," erwiederte Huddschadsch, „dein Kopf haftete mir dafür. Aber wen willst du mir her führen?"

*) Rathsversammlung.

„Herr," antwortete Fitéad, „es ist meine Tochter."

„Deine Tochter?" versetzte der König: „wie alt ist sie?"

„Zwölf Jahre," antwortete Fitéad.

„Du treibst deinen Scherz mit mir," unterbrach der König ihn zornig: „was kann man in einem solchen Alter erzählen? — Vesyr," fuhr er fort, „laß diesen unverschämten auf der Stelle bestrafen."

Der Vesyr stellte ihm mit großer Behutsamkeit vor, daß es ja immer in seiner Macht stünde, ihn zu bestrafen, wenn er das Vertrauen des Königs gemisbraucht hätte.

Der König gab ihm Recht, und sagte zu seinem Thürhüter.

„So komm denn heute Abend, und bringe deine Tochter: ich will mit dem Vesyr doch die schönen Erzählungen anhören, welche ein Kind machen kann. Du sollst sogar selber," sagte er, indem er sich zu Fitéad wandte, „Richter über den Werth derselben sein, dem gemäß du, das schwöre ich bei meinem Barte, bestraft oder belohnt werden sollst."

Fitéad trat ab, und unterrichtete seine Tochter von dem, was vorgegangen war, und sagte dabei, daß nun sein Leben in ihrer Hand stünde. Sie aber hatte so viel Vertrauen auf die Worte des weisen Abumelek,

daß sie ihrem Vater alles sagte, was zu seiner Beruhigung dienen mußte.

Als der Abend gekommen war, führte sie Fitéad in das Zimmer des Königs, den ihre Erscheinung in Verwunderung setzte: ihre hohe Gestalt und ihre Schönheit besänftigten etwas seine Wildheit; indessen sagte er zu ihr:

„Erzähle mir ein Mährchen, welches mich einschläfere, oder mich ergetze: laß sehen, ob du deinem Vater das Leben zu retten vermagst.“

Moradbak verwunderte sich nicht über einen so wenig zuvorkommenden Empfang; Abumelek hatte ihr des Königs Gemüthsart geschildert; sie nahm also, nachdem der König ihr, so wie dem Vesyr und Fitéad befohlen hatte, sich zu setzen, mit Zuversicht das Wort, und begann folgendermaßen:

Geschichte
des
Dakianos und der Siebenschläfer.

Vierhundert und vier und neunzigster Tag.

„Die Geschichtbücher erzählen, daß vor Alters in Persien ein Schäfer Namens Dakianos lebte, der schon seit dreißig Jahren seine Schafe weidete, ohne jemals die fromme Gewohnheit der täglichen Gebete vernachläßigt zu haben. Alle die ihn kannten ließen seiner Redlichkeit Gerechtigkeit widerfahren; und die Natur hatte ihn mit einer natürlichen Beredsamkeit begabt, welche ihn fähig gemacht hätte, sich zu den höchsten Aemtern empor zu schwingen, wenn er in der großen Welt gelebt hätte.

Eines Tages, als er eben sein Gebet verrichtete, gerieth seine Heerde in Schrecken und zerstreute sich. Dakianos rannte nach allen Seiten hin, sie wieder zu sammeln, und fand dabei, daß eins seiner Schafe mit halbem Leibe in ein Loch gekrochen war, aus welchem es nicht wieder zurück konnte; er lief hinzu, und zog es heraus: aber da funkelte ihm ein sehr helles Licht aus dieser Oeffnung entgegen; er untersuchte, woher es käme, und erkannte ohne Mühe, daß es von einer goldenen Platte oder Tafel von mäßigem Umfange herrührte. Er erweiterte das Loch, und kam dadurch in ein Gewölbe, welches nicht über sieben Fuß hoch und vier bis fünf Fuß weit war. Er betrachtete nun die goldene Tafel mit großer Aufmerksamkeit; weil er aber nicht lesen und nicht heraus bringen konnte, was die vier Zeilen, welche er darauf geschrieben sah, enthielten, so nahm er sie mit, um sich darüber aufzuklären; und als die Nacht kam, versteckte er die Tafel unter sein Kleid und kehrte nach der Stadt zurück.

Seine erste Sorge war, dieselbe einigen Gelehrten zu zeigen, an welche man ihn wies: aber wie bewandert diese auch in den Wissenschaften waren, doch war keiner darunter, der diese Inschrift auslegen konnte. Indessen sagte einer der Gelehrten zu ihm:

„Hier ist niemand, der diese Schriftzüge deuten kann: geh aber nach Aegypten, dort wirst du einen

dreihundertjährigen Greis finden, welcher die ältesten Schriften zu lesen vermag und aller Wissenschaften mächtig ist; er allein kann deine Neugierde befriedigen."

Dakianos übergab die Heerde ihrem Herrn, und reiste auf der Stelle nach Aegypten.

Sobald er dort angelangt war, erkundigte er sich nach dem Greise. Dieser war so berühmt, daß jedermann ihm seine Wohnung zeigte. Er ging zu ihm, eröffnete ihm den Zweck seiner Reise, und legte ihm die goldene Tafel vor.

Der Greis nahm ihn freundlich auf, und wurde beim Anblick dieses Wunders in Erstaunen versetzt. Er las die Schriftzüge mit der größten Leichtigkeit; aber nachdem er einige Zeit nachgedacht hatte, richtete er seine Augen auf Dakianos und sprach zu ihm:

„Wie ist diese Tafel in deine Hände gerathen?

Dakianos erzählte ihm alles. „Diese Inschrift," hub der Greis wieder an, „verheißt demjenigen, der sie findet, Dinge, welche wahrscheinlich dir nicht begegnen werden. Du hast," fuhr er fort, „eine glückliche Gesichtsbildung, und diese Inschrift spricht von einem Abtrünnigen, der ein furchtbares, grauenvolles Ende nehmen soll: aber weil das Schicksal dir diese Tafel beschert hat, so betrifft, was darauf geschrieben steht, ohne Zweifel auch dich."

Dakianos antwortete voll Verwunderung auf diese Rede:

„Wie kann das geschehen, was du da sagest? Ich bete seit dreißig Jahren täglich zu Gott; niemals bin ich ihm abtrünnig geworden: wie sollte ich so verworfen werden?"

„Und wären es auch schon dreihundert Jahre," erwiederte ihm der Greis, „daß du Gott dienest, doch würdest du nichts desto weniger der Hölle verfallen."

Diese letzten Worte durchbohrten Dakianos das Herz; er stieß Seufzer aus, er weinte sogar, und rief aus:

„Wollte Gott, daß ich nimmer diese goldene Tafel gefunden, daß ich sie dir nie gezeigt, und daß ich niemals einen so schrecklichen Ausspruch vernommen hätte!"

„Was hätte es dir geholfen," sagte hierauf der weise Mann zu ihm, „wenn du sie mir auch nicht gebracht hättest? die Vorbestimmung Gottes ist von Ewigkeit her; was in dem Buche des Lebens geschrieben steht, ist unaustilgbar: ich aber kann mich irren; das Wissen der Menschen ist oft zweifelhaft, Gott allein ist unfehlbar. Ich kann dir indessen noch sagen, daß diese Tafel einen der reichsten Schätze nachweist, und daß alle diese Reichthümer dem Besitzer der Tafel gehören."

Diese Verheißung der Reichthümer trösteten Dakianos; und in der Freude darüber, sagte er zu dem Greise:

„Laßt uns ungesäumt den Schatz suchen; wir wollen ihn theilen, wie zwei Brüder.“

Aber der Greis erwiederte ihm seufzend: „du wirst nicht so bald der Besitzer all dieser Reichthümer sein, als du derselben misbrauchen wirst. Es ist nicht leicht, den Reichthum zu ertragen, — und ich werde vielleicht der erste sein, der es bereuet, dir einen Dienst geleistet zu haben.“

„Was sagest du mir da?“ rief Dakianos aus: „Wie! ich verdanke dir den Besitz des Schatzes, du machst mein Glück, und du meinest, daß ich nicht erkenntlich sein werde? Kein Ungläubiger wäre einer solchen Undankbarkeit fähig, und ich kann nicht einmal den Gedanken daran fassen. Ich schwöre also bei dem großen Gott, dich als meinen Vater zu betrachten, und treulich alle Reichthümer mit dir zu theilen; oder vielmehr, du magst mir davon geben, was dir beliebt, und ich werde immer damit zufrieden sein.“

Diese Betheuerungen würden den Greis nur halb beruhigt haben: aber der Geiz, die einzige Leidenschaft, welche sich in einem gewissen Alter noch fühlbar macht, besiegte seine Bedenklichkeiten, und er willigte in die Abreise.

Vierhundert und fünf und neunzigster Tag.

Sie gelangten an den Ort, wo Dakianos die goldene Tafel gefunden hatte. Der Greis befahl ihm, etwa zwanzig Fuß tief in die Erde zu graben: bald entdeckte sich eine stählerne Thüre, und der Alte hieß ihn dieselbe öffnen. Dakianos gehorchte mit solchem Eifer, daß er die Thüre mit dem Fuß einstieß, obwohl der Schlüssel im Schlosse stak. Sie traten nun beide in ein Gewölbe, ohne sich von der darin herrschenden Dunkelheit abschrecken zu lassen. Nachdem sie etliche Schritte gethan hatten, ließ ein schwaches Licht sie die Gegenstände umher unterscheiden. Je weiter sie vorschritten, je stärker ward das Licht. Sie befanden sich endlich vor einem großen und prächtigen Palaste, dessen sieben Thüren verschlossen waren, über welchen aber die Schlüssel dazu hingen. Dakianos nahm den Schlüssel der ersten Thüre und öffnete sie. Das erste Zimmer, in welches sie eintraten, enthielt Kleider und Schmuck von der größten Kostbarkeit, und vorzüglich goldene Gürtel mit Edelsteinen besetzt.

Sie öffneten das zweite, und fanden es voll Säbel, deren Gefäß und Scheide mit den kostbarsten Steinen bedeckt waren.

Das dritte war angefüllt mit einer Anzahl von Brustharnischen, Panzerhemden und goldenen Helmen

von manigfaltiger Gestalt; und alle diese Waffen waren mit Edelsteinen geschmückt.

Das vierte Zimmer, enthielt Pferdeharnische, welche der Pracht des übrigen Rüstzeugs entsprachen.

In dem fünften lagen Gold- und Silber-Barren aufgeschichtet.

Das sechste enthielt Haufen gemünzten Goldes; und kaum konnte man in das siebente eintreten, so voll war es von Saphiren, Amethysten und Smaragden.

Diese unermeßlichen Schätze blendeten Dakionas: und von Stund an verdroß es ihn, einen Zeugen seines Glücks zu haben.

„Du fühlst wohl,“ sprach er zu dem Greise, „wie wichtig es ist, diese Sache geheim zu halten.“

„Ohne Zweifel,“ antwortete ihm jener.

„Aber,“ hub Dakianos wieder an, „wenn der König die mindeste Kunde von diesem Schatze bekäme, so würde seine erste Sorge sein, ihn einzuziehen: bist du deiner selbst wohl gewiß? Fürchtest du nicht für deine eigene Verschwiegenheit?“

„Das Verlangen, die Hälfte dieser Reichthümer zu besitzen,“ erwiederte Greis, „muß dir ein sicherer Bürge dafür sein.“

„Die Hälfte dieser Reichthümer!“ unterbrach ihn Dakianos mit einer Art von Ereiferung: „aber diese Hälfte übersteigt die Schätze der größten Könige.“

Der Greis bemerkte diese Ereiferung, und sagte zu ihm: „Wenn du findest, daß die Hälfte zu viel für mich ist, so magst du mir nur ein Viertel geben.“

„Sehr gern,“ versetzte Dakianos: „aber welche Vorsicht willst du anwenden, es sicher weg zu bringen? du wirst dich verrathen und Ursache unsers Unglücks sein.“

„Nun wohl,“ antwortete ihm der Greis,“ obgleich du mir viel mehr versprochen hast, so gib mir nur eins dieser Zimmer, ich will mich damit begnügen. — Du antwortest nicht auf meinen Vorschlag.“

„Wir wollen mit Muße deinen Vorschlag beherzigen,“ versetzte Dakianos: es freuet mich jedenfalls, daß du schon vernünftiger bist und anfängst, dir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

Dakianos betrachtete nun von neuem alle diese Reichthümer mit noch größerer Habgier, und seine Augen wurden noch stärker davon verblendet. Nachdem er das prächtige Zimmer der Edelsteine, in welchem beide sich jetzo befanden, recht beschauet hatte, sagte er zu dem Greise:

„Du siehst wohl, daß dieses hier unwidersprechlich das reichste Zimmer ist, und daß es unnatürlich wäre, dir so wohl begründete Rechte daran, wie die meinigen, abzutreten.“

„Du hast Recht,“ erwiederte der Greis, „und ich verlange es nicht von dir.“

Sie gingen nun in das Zimmer voll gemünzten Goldes: „dieser Schatz,“ sagte Dakianos, nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, „ist ohne Zweifel derjenige, welcher am wenigsten in Verlegenheit setzt, und welchen man am leichtesten ausgeben kann; auch kann er dazu dienen, alle die übrigen Schätze zu bewahren, sei es, daß man für sie eine Wache bestellt, oder feste Gebäude errichtet: demnach halte ich dich für zu verständig, als daß du nicht einsehen solltest, wie nothwendig ich ihn behalten muß.“

„Ich sehe es ein,“ antwortete der Greis: „laß uns weiter gehen.“

„Diese aufgeschichteten Gold- und Silber-Barren brauchst du doch nicht alle,“ sagte der Greis, als sie in dem fünften Zimmer waren.

„Nein,“ antwortete Dakianos, „ich könnte allerdings etliche davon entbehren: aber ich bin dir zu viel Dank schuldig, als dich dadurch in Gefahr zu setzen: wie wolltest du sie weg bringen? Welche Mühe würdest du haben, sie umzusetzen?“

„Das ist meine Sache,“ erwiederte ihm der Greis.

„Nein, nein,“ fuhr Dakianos fort, „ich habe dich zu lieb, als das zuzugeben. Ueberdieß würde es Anlaß geben, mich zu verrathen: man würde dich verhaften, und du würdest dich nicht weigern, mich anzugeben. Laß uns weiter sehen.“

Sie öffneten das vierte Zimmer: „diese Pferderüstungen können dir durchaus nicht nutzen, dein Alter hindert dich, Gebrauch davon zu machen.“

Er machte ihm dieselbe Schwierigkeit, um ihm die Harnische und Rüstungen im dritten Zimmer zu versagen. Nachdem er es eben so sorgfältig, wie die vorhergehenden verschlossen hatte, befanden sie sich in dem Zimmer, wo die Säbel waren, und der Greis sprach zu Dakianos:

„Diese Waffen sind leicht fort zu bringen, ich will damit zu dem Könige von Indien gehen und sie ihm anbieten; ich will sie einzeln verkaufen, und du hast nichts dabei zu befürchten.“

„Du hast Recht,“ versetzte Dakionas, „ich kann dir etliche davon geben.“

Mit diesen Worten betrachtete er die Säbel, erwog bald das Gold, bald den Werth der Edelsteine daran; endlich zog er einen aus der Scheide. Jetzo verglich er alle die Reichthümer, deren alleiniger Besitzer er sein konnte, mit dem Kopf eines Menschen; er konnte nicht begreifen, wie er nur so lange hätte schwanken können, stürzte auf den Greis los, und rief: „Ich traue dir nicht!“

Vierhundert und sechs und neunzigster Tag.

Der Greis umfaßte seine Knie und sagte zu ihm: „Laß mein Alter dich rühren! die Schätze haben keinen Reiz mehr für mich, und ich verlange gar nichts davon."

„Das glaube ich wohl," erwiederte ihm Dakianos, „sie gehören mir, die goldene Tafel schenkt sie mir."

Der Greis erinnerte ihn an seinen Eid: „aber ich entbinde dich davon," fuhr er fort; „zur Vergeltung des Dienstes, welchen ich dir geleistet habe, bitte ich dich nur um mein Leben."

„Ich habe dich zu schwer beleidigt," versetzte Dakianos, „dein Leben wäre mein Tod, es würde mir zu viel Unruhe verursachen. Mein Geheimnis gehört nur mir!" rief er, indem er dem gelehrten Greise den Kopf von der Schulter fliegen ließ.

Dakianos erste Sorge war nun, eine Grube zu machen und darin das unglückliche Schlachtopfer seiner Habgier zu verscharren. Er fürchtete nur Zeugen, nicht Gewissensbisse. Sein Herz war nur von dem Schatz erfüllt, welchen er nun allein besaß, und sein Geist nur mit den Mitteln beschäftigt, denselben zu verwahren.

Aber nachdem er ihn mit den Augen verschlungen und alles genossen hatte, was die Habgier befriedigen

kann, in welcher Verlegenheit befand er sich da nicht, als er sich genöthigt sah, wegzugehen, um sich Lebensmittel zu holen! Wie viel Vorwürfe machte er sich nicht, daß er keine mitgebracht hatte! Und wenn er ja noch des Greises gedachte, so geschah es nur, ihn zu beschuldigen, daß er böse Absichten gehabt, weil er ihn nicht auf etwas aufmerksam gemacht hätte, was man wohl voraus sehen konnte, ohne so gelehrt zu sein, als er wirklich war.

Um in dem unterirdischen Gewölbe nicht Hungers zu sterben, mußte er es verlassen: welche Hülfe war aber in einem so öden Gefilde zu finden, wie ihn rings umgab? Er mußte also weit weg gehen. Aber wie konnte er sich dazu entschließen, zumal jetzt, wo die frisch aufgewühlte Erde die Neugierde der Vorüberreisenden anziehen mußte? Dakianos war nahe daran, auf der Stelle sein Leben zu laßen, um nicht seinen Schatz aus den Augen zu verlieren. Das einzige was er thun konnte, seine Unruhe zu beschwichtigen, war, erst nach Anbruch der Nacht weg zu gehen. Er steckte ein paar Hände voll gemünzten Goldes zu sich, und begab sich damit nach der Stadt. Er kaufte dort ein Pferd, belud es mit Zwieback und einem Fäßchen Wasser, und kam noch vor Anbruch des Tages zu seinem Schatze zurück, welchen er mit eben so viel Vergnügen in demselben Zustande, worin er ihn verlaßen, wieder-

fand, als es ihm Schmerz verursacht hatte, sich davon zu entfernen.

Sein erstes Geschäft war, daß er selber mit unglaublicher Anstrengung einen sehr tiefen Graben rings um die Höhle machte. Er ließ einen unterirdischen Eingang, dessen Oeffnung er mit seinen übrigen Kleidern bedeckte, auf welchen er in den ersten Nächten schlief. Darnach machte er sich eine Erdhütte, um sich gegen die Witterung zu sichern. Es ist unglaublich, was er bei der Ausführung so beträchtlicher Arbeiten ausstehen mußte; und wer ihn so abgemergelt von Sorge und Arbeit gesehen, hätte ihn nimmer für den reichsten Bewohner der Erde gehalten.

Als er seine Arbeiten so weit gebracht hatte, daß er sich ohne Furcht davon entfernen konnte, begab er sich nochmals nach der Stadt, aber mit derselben Vorsicht, das heißt, nur in der Nacht. Er wandte sie an, sich etliche Sklaven zu kaufen, durch deren Hülfe er sich allmählich alle Dinge herbei schaffen ließ, welche ihm zu seiner Sicherheit und Bequemlichkeit nöthig waren. Bald versammelte er nun Arbeitsleute, welche seine angefangenen Werke noch dauerhafter ausführten. Er errichtete drei Steinmauern rings um seine Höhle, und schlief stäts zwischen der ersten und zweiten. Er bemühte sich hierauf sehr, das Gerücht zu verbreiten, daß er auswärtigen Handel triebe, und sprach viel von dem Gewinne, welchen er in Aegypten gemacht hätte.

Unter diesem Vorwande, — denn der Reichthum bedarf eines solchen, — erbaute er einen prächtigen Palast: jener Palast der tausend Säulen, welchen Melik Dschönna, ein alter Indischer König, erbaute, war nichts in Vergleichung damit.

So viel Pracht machte ihn bald bei aller Welt angesehen und beliebt; und die Mühe, welche er sich zur Bewahrung seiner Reichthümer gegeben, schmeichelte nicht nur seiner Eigenliebe, sondern überredete ihn auch leichtlich, daß er sich dieselben erworben hätte, und sich ihrer ohne Vorwurf erfreuen könnte; auch dachte er nicht mehr an den Greis.

Es ward ihm auf solche Weise leicht, alle Schätze aus der Höhle hervor zu ziehen, deren Geheimnis er niemand vertraute. Er schickte nach allen Gegenden Indiens Karavanen aus, um seinen Aufwand an Gebäuden, Sklaven, Frauen und Pferden, zu begründen; und das Glück begünstigte sogar noch einen Handel, an welchem ihm wenig gelegen war. Sein Herz, so von Reichthümern gesättigt, blieb nicht lange unempfindlich für den Ehrgeiz. Die Höfe der Fürsten haben für die Reichen sehr viel Anziehendes; man empfängt sie hier so zuvorkommend, man lobt sie auf so feine und artige Weise, daß sie gewöhnlich davon bezaubert werden; und Dakianos, der bei seinem Reichthum einen unmäßigen Ehrgeiz hegte, vernachläßigte

nichts, sich am Hofe des Königs von Persien einzuführen. Er brachte den Vesyren Geschenke dar, um sich ihre Gunst zu erwerben, und machte sich dadurch zu ihrem Sklaven. Seine Pracht und Freigebigkeit gelangten, wie er es voraus gesehen und gewünscht hatte, bis zu den Ohren des Königs, und dieser wollte ihn sehen.

Vierhundert und sieben und neunzigster Tag.

Dakianos wurde sogleich vorgelaßen, als er erschien; aber um einen vortheilhaften Eindruck hervor zu bringen und sich die Gunst des Königs zu erwerben, überbrachte er ihm Geschenke, welche die größten Könige vielleicht nicht hätten aufbringen können. Gewöhnlich werden solche Geschenke neunfach dargebracht, wenn man die Pracht aufs höchste steigern will; er ließ demnach neun prächtiggeschmückte Kameele vor sich her führen.

Das erste trug neun Anzüge von Goldstoff, mit den edelsten Steinen besetzt, von welchen vor allen die Gürtel glänzten.

Das zweite trug neun Säbel, deren goldene Gefäße mit Diamanten besetzt waren.

Auf dem dritten waren neun Waffenrüstungen von derselben Pracht.

Die Last des vierten bestand aus neun Pferderüstungen, welche den übrigen Geschenken gemäß waren.

Neun Kästchen voll Saphirn befanden sich auf dem fünften.

Neun andere Kästchen, mit Rubinen angefüllt, beluden das sechste.

Eine gleiche Last Smaragden brachte das siebente.

Amethysten, in eben so viel Kästchen, trug das achte.

Endlich, auf dem neunten Kameele, sah man neun Kästchen mit Diamanten.

Neun Mädchen von der größten Schönheit und prächtig gekleidet, begleiteten diese kleine Karavane, und acht junge, noch bartlose Sklaven, gingen unmittelbar vor Dakianos her.

Mitten unter dem Glanze, womit diese Geschenke den König und den ganzen Hof blendeten, wollte einer der Hofleute, der, nach Gewohnheit derselben, gern alles durchhechelte, entweder um demjenigen wehe thun, der sich so allgemeinen Beifall erwarb, oder er wollte vielleicht auch nur seinen Scharfsinn zeigen, und fragte, wo denn der neunte Sklave wäre.

Dakianos, der diese Frage erwartete, trat als solcher hervor. Der König, durch die feine Wendung, womit Dakianos so kostbare Geschenke begleitete, eingenommen, empfing ihn mit größter Auszeichnung, und des Dakianos natürliche Beredtsamkeit erwarb ihm

vollends die Gunst des Königs, so, daß dieser bald nicht mehr ohne ihn leben konnte. Er ließ ihn an seiner Seite sitzen, gab ihm Feste mit Musik, und schickte ihm täglich Schüsseln und die köstlichsten Weine von seiner Tafel; und Dakianos seinerseits erwiederte so viel Freundlichkeit durch Geschenke, deren Menge so sehr, wie ihre Kostbarkeit, in Erstaunen setzte. Seine fortwährende Freigebigkeit und seine Beredtsamkeit verschafften ihm endlich so große Gewalt über den Geist des Königs, daß dieser ihn zu seinem Vesyr machte, um sich gar nicht mehr von ihm zu trennen; aber das Vertrauen und die Freundschaft, welche der König ihm bezeugte, gab ihm noch mehr Gewicht, als das Amt, womit er bekleidet war.

Dakianos beherrschte auf solche Weise Persien mit unumschränkter Gewalt; er hätte sich mit einem Glücke begnügen sollen, welches seine Eitelkeit befriedigte: aber kann der Ehrgeiz jemals gesättigt werden? Das Gebirge Kaf *) kann die Welt begränzen, aber nimmer die Entwürfe und Wünsche eines Ehrgeizigen.

Zu dieser Zeit meldete man dem Könige die Ankunft eines Gesandten aus Griechenland; er ließ ihn sogleich vor, und der Gesandte, nachdem er den Fuß des Thrones geküßt hatte, übergab ihm einen

*) Welches, nach morgenländischer Vorstellung, den Erdkreis umgürtet.

Brief, welchen er seinen Kanzler mit lauter Stimme vorlesen ließ. Derselbe lautete also:

„Ich, der Kaiser, und Beherrscher der sieben Klimate, an dich, den König von Persien.

Sobald dieser mein kaiserlicher Brief dir übergeben worden, säume nicht, mir den siebenjährigen Zins zu senden: machst du aber Schwierigkeiten, mir genug zu thun, so wisse, daß mein Kriegsheer völlig bereit steht, gegen dich auszuziehen.“

Vierhundert und acht und neunzigster Tag.

Dieser Brief setzte den König dermaßen in Bestürzung, daß er nicht wußte, was er darauf antworten sollte. Dakianos, um den König aus der Verlegenheit zu ziehen, und ihm die Fassung wieder zu geben, erhub sich von seinem Platz, berührte mit der Stirne den Boden, und sprach:

„Der Brief des Kaisers von Griechenland darf dich nicht beunruhigen; es ist leicht, darauf zu antworten, und ihn seine Drohung und seinen Uebermuth bereuen zu laßen: gebiete deinen treusten Unterthanen, sich bei mir, dem geringsten deiner Sklaven, zu stellen, und ich will ihnen sagen, was sie zu thun haben.“

Diese Worte trösteten den König; er ertheilte demgemäße Befehle, und Dakianos hub mehr als hundert=

tausend Mann zum Dienste des Königs aus, während er für sich allein zehntausend Mann aufbrachte, welche er auf seine Kosten ausrüstete. Der König verstärkte diese auserwählten Truppen durch zwei tausend der erfahrensten Krieger von seiner Leibwache, und bildete daraus eine Wache für Dakianos, welchen er zum Anführer dieses ganzen Kriegsheeres von hundert und zwölf tausend Mann ernannte.

Der neue Feldherr beurlaubte sich von dem König, und stellte sich an die Spitze seiner Truppen, welche ihm als Bedeckung aller seiner Schätze dienten, die er sehr sorgfältig mit sich führte, und die kaum von zehntausend Kameelen getragen wurden. Der König von Persien, der sich ungern von seinem Vesyr trennte, begleitete ihn drei Tagereisen weit, und schied nur mit Thränen in den Augen von ihm, indem er ihm tausend Heil und Segen wünschte, und ihm unaufhörlich wiederholte, er wäre seine Stärke und seine Stütze, und der Freund seines Herzens.

Dakianos hob in allen Städten, durch welche er zog, noch die tapferste Mannschaft aus, rüstete sie auf seine Kosten, und gab ihnen so viel Sold, als sie verlangten. Das Gerücht, welches sich von dieser Freigebigkeit verbreitete, zog von allen Gegenden der Welt Leute herbei, und bald war sein Heer bis auf dreimal hunderttausend Mann angewachsen.

Der Kaiser von Griechenland zog, auf die Kunde von dem Heerzuge der Perser, schleunig seine Truppen zusammen, und ging dem Dakianos mit siebenmal hunderttausend Mann entgegen. Sobald er den Feind erblickte, theilte er sein Heer in zwei Schaaren, und gab das Zeichen zum Kampfe. Die Truppen des Dakianos schritten mit solcher Tapferkeit vor, und ihr erster Anfall war so fürchterlich, daß das Heer des Griechischen Kaisers kaum Zeit hatte sich zu besinnen; es wurde fast eben so schnell in die Flucht geschlagen, als angegriffen. Dakianos ließ den Griechischen Kaiser, den er zum Gefangenen gemacht hatte, enthaupten, und bemächtigte sich ohne Mühe aller seiner Staaten, in denen er sich selber zum Beherrscher ausrufen ließ.

Die erste Sorge dieses neuen Fürsten war nun, folgenden Brief an den König von Persien zu schreiben:

„Ich habe den Kaiser *) besiegt und vernichtet, ich habe seine Staaten erobert, seinen Thron bestiegen, und bin als Beherrscher seines Reichs anerkannt worden.

Sobald mein Brief dir überantwortet ist, säume keinen Augenblick, mir den siebenjährigen Zins zu senden: machst du aber die geringste Schwierigkeit, ihn mir zu entrichten, so soll es dir eben so ergehen, wie dem Kaiser."

---

*) Diesen Namen (Caesar) geben die Morgenländer allen Beherrschern von Griechenland.

Dieser Brief brachte mit Recht den König von Persien ganz außer sich. Ohne Zeit zu verlieren, sammelte er seine Truppen. Bevor er sich aber an ihre Spitze stellte, und gegen Griechenland auszog, schrieb er dem Dakianos folgende Antwort:

„Kann ein so nichtswürdiger Mensch, wie du bist, sich Griechenlands bemächtigt haben? Du hast mich verrathen, mich, der ich dein König bin und auf dem goldenen Throne meiner Voraltern sitze; du greifst mich an, trotz der Treue und der Dankbarkeit, welche du mir schuldig bist: ich aber komme, dich bis auf deines Namens Gedächtnis auszutilgen, Griechenland in seinen vorigen Stand herzustellen, und es seinem rechtmäßigen Herrn wieder zu geben."

Diese verächtliche Antwort des Königs von Persien versetzte den Dakianos in einen wüthenden Zorn; er schickte auf der Stelle zweimal hunderttausend Mann seines Heeres ab, den König von Persien zu schlagen. Bald stießen diese Truppen auf das Persische Heer, der Kampf war sehr hartnäckig: aber er endete damit, daß der König von Persien besiegt, gefangen und vor Dakianos geführt wurde.

Als dieser Fürst so vor ihn trat, sprach er zu ihm:

„Bösewicht, wie kannst du meine Blicke aushalten? du, der undankbarste aller Menschen?"

„Ich undankbar?“ erwiederte Dakianos: „ich habe Truppen auf meine Kosten ausgerüstet, ich habe den größten Theil meiner Schätze aufgewendet, ich habe somit diese Eroberung bezahlt; noch mehr, ich habe gekämpft, ich habe deinen Streit ausgefochten: was hast du mir vorzuwerfen?“

„Ich habe dich geliebt,“ erwiederte der König.

Ungern erträgt man so gegründete Vorwürfe, wenn man die Macht in Händen hat. Dakianos befahl also, anstatt aller Antwort, ihm den Kopf abzuschlagen. Alsbald schickte er auch Truppen nach Persien und bemächtigte sich aller Staaten des Königs.

Vierhundert und neun und neunzigster Tag.

Er wählte nun Ephesus zu seinem Sitze; aber weil er diese Stadt nicht prächtig genug fand, so ließ er sie prachtvoll umbauen, und wandte all seine Sorgfalt auf die Erbauung eines Palasts, der nicht seinesgleichen hatte an Festigkeit, Umfang und Pracht. In der Mitte desselben ließ er einen Kiosk *) aufführen, dessen Mauern zweihundert Klaffter lang, und daran die Fugen und Verbindungen mit Gold und Silber bekleidet waren. Dieses Kiosk enthielt tausend Zimmer, und in jedem stand ein goldener Thron, und

*) Gartenhaus.

darauf ein Bette, ebenfalls von Gold. Er ließ daran dreihundert fünf und sechzig Thüren von Krystall machen, welche so angebracht waren, daß die aufgehende Sonne täglich eine derselbe beschien. Sein Palast hatte siebenhundert Thürhüter. Sechzig Vesyre besorgten die Staatsgeschäfte. In dem großen Reichssaale sah man beständig sechzig Throne, auf welchen diejenigen saßen, die sich im Kriege vor allen ausgezeichnet hatten. Es befanden sich am Hofe sieben tausend Sterndeuter, welche dem Herrscher jeden Augenblick die verschiedenen Einflüsse der Gestirne angaben. Er war stäts von zehntausend Ischoglans umringt, welche goldene Kronen und Gürtel trugen, und auch übrigens prächtig gekleidet waren; sie hatten keine andre Verrichtung, als stäts zu seinen Befehlen bereit zu stehen. Er setzte sechzig Pascha's ein, welche zweitausend wohlgebildete Jünglinge unter ihren Befehlen hatten, deren jeder wieder zweitausend Mann befehligte.

Eines Tages, als Dakianos im Schooße all seiner Herrlichkeit da saß, trat ein Greis unter dem Throne hervor, auf welchem er saß. Der König, verwundert, fragte ihn, wer er wäre: aber weit entfernt, es zu bekennen, weil er ein abtrünniger Geist war, antwortete jener:

„Ich bin der Prophet Gottes, auf dessen Befehl ich zu dir herab komme: wisse, daß er mich zum Gott

des Himmels gemacht hat, und will, daß du der Gott der Erde sein sollst."

Dakianos erwiederte ihm: „Wer würde glauben, daß ich es sei?" Und alsbald verschwand der Geist.

Einige Zeit darnach hatte Dakianos wieder dieselbe Erscheinung, und der Geist wiederholte dieselben Reden; Dakianos aber entgegnete ihm:

„Du täuschest mich: wie könnte ich der Gott der Erde sein?"

„Deine Macht," antwortete der Greis, „deine Großthaten, und die Obhut, in welche Gott dich genommen hat, müßen dich davon überzeugen: aber wenn du mir nicht glauben willst, so thue, was ich dir sage, und du wirst bald davon überzeugt sein."

Dakianos, dessen Stolz sich geschmeichelt fühlte, und dem von Seiten menschlicher Größe nichts mehr zu wünschen übrig blieb, versprach ihm, alles zu befolgen.

„So laß deinen Thron ans Gestade des Meeres bringen," fuhr der Greis fort.

Sein Gebot wurde sogleich ausgeführt, und als Dakianos sich dort niedergesetzt hatte, sprach der Geist zu ihm:

„Mein Fürst, es gibt im Grunde des Meers einen Fisch, dessen Größe Gott allein kennt, und der täglich ans Land kömmt, dort bis Mittag verweilt, um Gott anzubeten, und niemand unterbricht ihn in

seinen Gebeten. Sind sie beendigt, so versenkt er sich wieder in den Grund des Meers."

Der Fisch erschien, wie gewöhnlich, und der Geist sagte zu Dakianos:

„Obgleich der Fisch an deine Macht nicht glauben will, so hat er jedoch allen Fischen des Meeres erklärt, daß du der Gott der Erde bist; er befürchtet nichts, und kömmt heute, sich darnach zu erkundigen. — Du wirst die Wahrheit von dem, was ich dir sage, bestätigt sehen," fuhr der Geist fort, „wenn du nur so dreist bist, zu ihm zu sagen: „Ich bin der Gott der Erde!" Deine furchtbare Stimme wird ihm Schrecken einjagen, er wird sie nicht ohne Ingrimm hören können, und ohne Zweifel die Flucht ergreifen."

Dieser Vorschlag gefiel dem Dakianos, er rief dem Fisch, und sprach zu ihm: „Ich bin der Gott der Erde!"

Diese gotteslästerlichen Worte scheuchten den Fisch zurück auf den Grund des Meeres, voll Furcht, der allmächtige Gott würde seine Blitze herab schleudern, den Frevler zu bestrafen.

Dakianos überredete sich leicht, der Fisch wäre ein Abtrünniger und durch seine bloße Gegenwart in die Flucht gejagt worden; von Stund' an glaubte er den Trugworten des Geistes, und zweifelte bald nicht mehr an seiner Gottheit. Nicht bloß sein Volk betete ihn an, sondern man kam auch aus allen Winkeln der

Erde herbei, ihm die Verehrung zu erweisen, welche er verlangte; denn er ließ alle diejenigen ins Feuer werfen, die sich weigerten, ihn anzubeten.

Unter den zehntausend jungen Sklaven, welche beständig mit über der Brust gekreuzten Händen vor ihm standen, befanden sich sechs Griechen, welche sein ganzes Vertrauen besaßen, und zunächst um seine Person waren; sie hießen Dschemlicha, Mekschiliana, Meschlima, Debermusch und Schasnusch. Sie standen gewöhnlich, drei zu seiner Rechten und drei zu seiner Linken, und Dschemlicha war unter ihnen derjenige, den er am meisten liebte. Die Natur hatte diesen mit all ihrer Gunst ausgestattet, sein Gesicht war schön, seine Worte waren süßer als Honigseim, sein Geist war glänzend und anmuthig: mit Einem Worte, dieser Jüngling vereinigte in sich alle Vollkommenheiten, und er mußte, eben so wie seine Genossen, dem Dakianos die Verehrung bezeigen, welche Gott allein gebührt.

Fünfhundertster Tag.

Eines Tages, als Dakianos zu Tische saß, und Dschemlicha mit einem Wedel neben ihm stand, ihm die Fliegen abzuwehren, die ihn belästigen möchten, war eine Fliege so erpicht auf eine Schüssel, von wel-

cher er aß, daß er sie aufgeben mußte. Dschemlicha, von diesem Ereignis betroffen, fand es lächerlich, daß ein Mensch, der nicht einmal eine ihm überlästige Fliege verjagen konnte, auf die Gottheit Anspruch machte: „mich dünkt," fuhr er in seiner Betrachtung bei sich fort, „einen solchen Gott braucht man nicht sonderlich zu achten."

Etliche Tage darnach begab Dakianos sich in eins seiner Gemächer, um darin einige Stunden zu schlafen; und Dschemlicha stand wieder bei ihm mit dem Fliegenwedel: da sandte Gott dieselbe Fliege, und dießmal setzte sie sich auf das Gesicht des Fürsten. Dschemlicha wollte sie weg jagen, aus Furcht, daß sie seinen Schlaf unterbrechen möchte: aber alle seine Bemühungen waren vergeblich, die Fliege weckte den König auf und versetzte ihn in die peinlichste Ungeduld. Dschemlicha, von diesem Ereignis abermals betroffen, sagte bei sich selber: „dieser Mensch ist sicherlich eben so wenig ein Gott, als ich es bin: es kann nur Einen Gott geben, und das ist derjenige, der die Sonne erschaffen hat, welche mich bescheinet." Seit dieser Zeit hatte Dschemlicha die Gewohnheit, alle Abend beim Schlafengehen zu sagen: „der wahre Gott ist derjenige, der den Himmel erschaffen hat, welcher ohne Stützen empor gehalten wird."

Es ist sehr schwer, ernsthafte Beobachtungen zu machen, ohne sie seinen Freunden mitzutheilen. Dschem-

licha machte seine Gefährten mit allen seinen Zweifeln bekannt.

„Hat ein Mensch," sprach er zu ihnen, „der sich nicht einmal von einer Fliege befreien kann, wohl viel Gewalt über die Natur?" Hierauf erzählte er ihnen die Geschichten von der Fliege.

„Aber wenn unser König nicht Gott ist," fragten sie ihn, „wen soll man denn anbeten?"

Dschemlicha sagte ihnen, wie er darüber dachte; sie wurden überzeugt, und seit diesem Tage brachten sie alle Nächte im Gebete mit ihm zu.

Ihre Zusammenkünfte an abgelegenen Oertern wurden bald Gegenstand des Geredes. Dakianos wurde davon unterrichtet, ließ sie vor sich kommen, und befragte sie:

„Ihr betet einen andern Gott an, als mich?"

Sie begnügten sich, ihm zu antworten: „Wir beten den unumschränkten Beherrscher des Weltalls an."

Der König, der diese Antwort auf sich bezog, überhäufte sie mit Liebkosungen, und schenkte jedem ein Ehrenkleid. Sie entfernten sich, bedeckt mit den Gunstbezeigungen ihres Herrn, und ihre erste Sorge war, hin zu gehen, und den großen Gott anzubeten und ihm für seine Wohlthaten zu danken. Dschemlicha sagte darauf zu den übrigen:

„Wenn man dem König abermals eine solche Anzeige macht, wie diejenige, welche uns in so große Gefahr gesetzt hat, so dürfen wir keine Gnade mehr von ihm erwarten. Ich glaube also, das einzige Rettungsmittel, welches uns übrig bleibt, ist, dieses Land zu verlaßen und ein andres aufzusuchen, wo wir Gott ohne Furcht anbeten können."

„Aber wie sollen wir die Flucht ergreifen?" entgegneten ihm seine Gefährten: „wir kennen ja kein andres Land, als dieses hier."

„Laßt uns unser Vertrauen auf Gott setzen," erwiederte Dschemlicha, „und die Umstände benutzen: wir folgen dem Könige nicht, wenn er an der Spitze seines Heeres auf seine großen sechstägigen Jagden geht; wer hindert uns, diese Zeit zu unsrer Flucht zu benutzen? Wir begehren von den Verschnittenen, welche uns bewachen, die Erlaubnis Tehökian *) zu spielen, wir schlagen die Kugel sehr weit weg, verlaßen die Bahn, und ergreifen auf den guten Pferden, welche man uns gewöhnlich dazu gibt, die Flucht."

Alle billigten diesen Entwurf, und erwarteten mit Ungeduld die Zeit, ihn auszuführen. Endlich zog Dakianos mit seinem mächtigen Heer aus und empfahl den Verschnittenen, seine sechs jungen Sklaven wohl zu bewachen.

---

*) Spiel mit Kolbe und Kugel zu Pferde.

Am Tage nach der Abreise des Königs führten diese ihren Vorsatz aus. Die Verschnittenen jagten ihnen nach, und wollten sie zwingen, nach dem Palaste zurück zu kehren; sie aber antworteten ihnen:

„Wir sind eures Königs überdrüßig; er gibt sich für den Gott der Erde aus: wir aber beten nur denjenigen an, der alles geschaffen hat, was wir sehen."

Die jungen Sklaven hatten den Säbel in der Hand, und setzten in einem Augenblick die Verschnittenen außer Stand, sie weiter zu verfolgen.

„Meine Freunde," sagte jetzo Dschemlicha zu seinen Gefährten, „wir sind verloren, wenn wir nicht eilen, so hurtig wir können."

Sie trieben also ihre Pferde an, und dieß geschah mit so wenig Schonung, daß sie bald unter ihnen stürzten. Die Flüchtlinge waren jetzo genöthigt, ihren Weg zu Fuße fortzusetzen: aber zuletzt, erschöpft von Anstrengung, Hunger und Durst, blieben sie am Wege liegen, und baten Gott vertrauensvoll, ihnen aus der Noth zu helfen. Gläubige Geister hörten sie, und von ihrer Lage gerührt, gaben sie Dschemlicha den Gedanken ein, auf einen Berg zu steigen, an dessen Fuße sie sich befanden. Nicht ohne Mühe gelangte er hinauf; aber endlich erblickte er dort eine Quelle, deren klares und reines Wasser das Wasser des Lebens war, und daneben saß ein Schäfer und sang, während seine

Heerde weidete. Dschemlicha rief seinen Gefährten; die wenigen Worte, welche er ihnen verständlich machen konnte, vermehrten ihre Kräfte, und stärkten sie hinlänglich, daß sie auch den Berg erklimmen konnten.

Fünfhundert und erster Tag.

Der Schäfer, welcher Kefschtetiusch hieß, gab ihnen einige Lebensmittel, und sie tranken aus der Wunderquelle. Diese Hülfe stellte ihre Kräfte wieder her, und ihre erste Sorge war, Gott dafür Dank zu sagen. Hierauf sagte Kefschtetiusch zu ihnen:

„Wie habt ihr den Weg zu einem Orte gefunden, wo ich noch niemand gesehen? Irre ich nicht, so seid ihr auf der Flucht: vertrauet mir eure Noth, vielleicht kann ich euch von einigem Nutzen sein.“

Dschemlicha erzählte ihm alles, was ihnen begegnet war. Diese Worte entzündeten das Licht des Glaubens in der Seele des Schäfers; Gott erleuchtete ihn, und auf der Stelle lernte und wiederholte er die Gebete der Ankömmlinge. Hierauf sprach er zu ihnen:

„Ich will euch nimmer verlassen; Ephesus ist aber hier so nahebei, daß ihr stäts in Gefahr schweben würdet; denn zweifelt nicht, daß Dakianos alles anstrengen wird, euer wieder habhaft zu werden. Ich weiß hier in der Nähe eine Höhle, welche man viel=

leicht nicht finden würde, wenn man auch vierzig Jahre darnach suchte: dort will ich euch hin führen." Und ohne länger zu weilen, machten sie sich auf den Weg.

Der Schäfer hatte einen kleinen Hund, der Katnier hieß, und ihnen folgte; sie wollten ihn nicht mit nehmen, und boten alles auf, ihn zurück zu scheuchen. Sie warfen einen Stein nach ihm, der ihm ein Bein zerschmetterte; aber er folgte ihnen hinkend. Sie warfen noch einen Stein nach ihm, der ihn jedoch nicht abschreckte, obwohl er ihm den andern Vorderfuß zerschmettert hatte, sondern auf den beiden Hinterpfoten forthüpfend, lief er so schnell, als zuvor. Als hierauf der dritte Stein ihm noch einen Fuß zerschmettert hatte, war er zwar nicht mehr im Stande zu laufen: aber Gott, um seine Allmacht zu beweisen, gab diesem treuen Hündlein die Sprache, und es rief ihnen zu:

„Wehe! ihr eilet, Gott zu suchen, und habt mir alle Hoffnung geraubt, mit euch zu ihm zu gelangen! Bin ich denn nicht auch ein Geschöpf Gottes? Seid ihr denn allein verpflichtet, ihn zu erkennen?"

Alle waren erstaunt über ein so großes Wunder, und so gerührt von dem Zustande, worin sie das Hündlein versetzt hatten, daß sie ihn aufhuben und ihn, einer um den andern trugen, Gott bittend, sie zu beschützen.

So gelangten sie endlich zu der Höhle, nach welcher der Schäfer sie führte. Bei ihrer Ankunft waren

sie so ermüdet, daß sie sich sogleich niederlegten und entschliefen; aber durch eine besondere Zulaßung Gottes schliefen sie mit offenen Augen, so daß man nimmer geglaubt hätte, daß sie in so tiefem Schlafe lägen.

Die Höhle war dunkel, die Sonnenhitze konnte nicht eindringen und die Schlafenden belästigen; ein sanfter und leichter Luftzug kühlte sie unaufhörlich ab; eine lange und schmale Spalte ließ die Strahlen der Sonne bei ihrem Aufgange einfallen, und die Güte Gottes ging so weit, daß er ihnen wöchentlich zweimal einen Engel herabsandte, der sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite wendete, damit der Erdboden ihnen nicht zu hart würde.

Unterdessen kamen die Verschnittenen, welche den Schwertstreichen der jungen Sklaven entronnen waren, schleunig zu Dakianos, und berichteten ihm den Vorgang. Er war über ihre Flucht in Verzweiflung; und indem er an alle die Güte dachte, welche er ihnen erzeigt hatte, und sie der größten Undankbarkeit anklagte, trat derselbe abtrünnige Geist, welcher ihm schon mehrmals erschienen war, wieder vor ihm hin, und sprach zu ihm:

„Deine Sklaven haben dich nur verlassen, um einen andern Gott anzubeten, auf welchen sie all ihr Vertrauen gesetzt haben.“

Diese Rede erweckte den Zorn des Dakianos; er beschwur den Geist, ihm wenigstens ihren Zufluchtsort anzuzeigen.

„Ich allein kann dich dahin führen," erwiederte der Geist, „alle Menschen würden sie vergeblich aufsuchen; du mußt aber an der Spitze deines Kriegsheeres dahin ziehen."

Sie machten sich sogleich auf, und gelangten bald an die Höhle. Da sprach der Geist zu Dakianos:

„Dieß hier ist ihr Zufluchtsort."

Dakianos, der nur mit dem Gedanken seiner Rache beschäftigt war, kam näher, und wollte hinein treten. In demselben Augenblick aber stieg ein entsetzlicher Qualm aus der Höhle, dem ein wüthender Sturm folgte, und Dunkel verbreitete sich über die ganze Gegend. Das Kriegsheer wich vor Schrecken zurück: aber der Zorn verdoppelte den Muth des Dakianos, und er drang bis an den Eingang der Höhle vor. Dieß geschah schon mit unsäglicher Mühe; aber troz aller seiner Anstrengungen, war es ihm durchaus unmöglich, hinein zu treten, so undurchdringlich war die Luft. Er erblickte das Hündlein Katnier, welches, den Kopf auf die Pfoten gelegt, ebenfalls schlief, und unterschied ganz deutlich die sechs Griechischen Jünglinge und den Schäfer, die alle im süßen Schlafe lagen: aber er ahndete nicht, daß sie schliefen, weil sie

die Augen offen hatten. Dakianos war nicht so verwegen, seine Anstrengungen zu verdoppeln; ein geheimer Schauer hielt ihn zurück; der Anblick dieser Höhle, und alle die Wunder des Himmels, erfüllten sein Herz mit Grauen. Endlich kehrte er zu seinem Kriegsheere zurück, und gab vor, er hätte seine Sklaven gefunden, die sich vor ihm niedergeworfen, ohne daß sie den Muth gehabt, ein Wort zu reden, und so hätte er sie als Gefangene in der Höhle gelaßen, bis er über ihre Bestrafung einen Beschluß gefaßt.

In der That berieth er sich mit seinen sechzig Vesyren, und befragte sie, welche Rache er an den jungen Sklaven nehmen sollte: aber keiner ihrer Vorschläge genügte ihm. Er wandte sich also an seinen bösen Geist, und dieser rieth ihm, seinen Baumeistern, die ihn stäts begleiteten, zu befehlen, daß sie eine sehr dicke Mauer aufführten, welche den Eingang der Höhle völlig verschlösse, um so den darin Versperrten jede Hülfsleistung abzuschneiden: „zur Verherrlichung deines Namens,“ fügte er hinzu, „muß eine Inschrift auf dieser Mauer die Zeit, das Jahr und die Ursachen anzeigen, welche dich zu ihrer Erbauung bewogen haben: dadurch wirst du der Nachwelt kund thun, wie großartig du dich zu rächen gewußt hast.“

Fünfhundert und zweiter Tag.

Dakianos befolgte diesen Rath, und ließ eine eben so dicke Mauer aufführen, wie die von Alexandrien war; er hatte aber die Vorsicht gebraucht, eine Oeffnung darin machen zu laßen, welche ihm allein bekannt war, in der Hoffnung, sich doch eines Tages noch seiner Sklaven wieder zu bemächtigen, und in der Absicht, dadurch die Ereignisse in der Höhle zu beobachten, mit welchen er unwillkührlich stäts beschäftigt war. Außer diesen Vorkehrungen, hatte er eine Wache von zwanzigtausend Mann aufgestellt, welche vor der Mauer gelagert waren. Alle seine Kriegsheere waren entboten, jeden Monat diese Wache abzulösen; und diese hatte den Befehl, jeden zu tödten, der es wagte, einem Orte zu nahen, worin diejenigen versperrt waren, deren Widersetzlichkeit und Flucht das erste Unglück in seinem Leben war; denn bis zu diesem Augenblick war ihm noch alles gelungen. Die Schönheiten, welche man ihm aus allen Gegenden der Erde zuführte, die Erholungen und Feste, welche sein Harem ihm täglich gewährte, die Vergnügungen mit den Jünglingen seiner Leibwache, konnten den geliebten Dschemlicha in seinem Herzen nicht ersetzen, noch ihm sein und seiner Gefährten Betragen aus dem Gedächtnisse bringen. Zugleich brannte er vor Verlangen, die Beleidigung zu rächen, welche ihm von ihnen wi-

derfahren war, und welche ihm um so größer erschien, als ihm bisher noch nichts widerstanden hatte. Für einen von Ruhm Trunkenen, der selber der Schöpfer seiner Herrlichkeit gewesen, war eine so offenbare Widersetzlichkeit gegen seinen Willen unerträglich; auch konnte ihn nichts abhalten, täglich nach der Höhle zu gehen und von neuen den Eintritt in dieselbe zu versuchen, oder wenigstens doch seine Augen an den Gegenständen zu weiden, an welchen er sich zu rächen gedachte.

Die Ruhe, deren diejenigen genossen, welche er immer noch als seine Sklaven betrachtete, verdoppelte seine Wuth. Ihre offenstehenden Augen, ihr Stillschweigen, auf alle die Vorwürfe und Schmähungen, womit er sie überhäufte, ihre Stellungen sogar, alles erschien an ihnen, als Ausdruck der größten Verachtung.

Eines Tages, als er seinen gewöhnlichen Reden noch Gotteslästerungen hinzu fügte, ließ der große Gott zu, daß das Hündlein Katnier, ohne sich zu rühren, ihm antwortete:

„Bösewicht! wie kannst du einen Gott lästern, der dich noch leben läßt, trotz den Frevelthaten, welche du begangen hast? Wähnst du, daß er vergessen habe, den Tod des gelehrten Aegypters zu rächen, welchen deine Habsucht, trotz deinen Eidschwüren, gemordet hat?“

Dakianos, in seinem ohnmächtigen Zorn, ging hinweg, höchst ergrimmt über die schweren Vorwürfe, welche er von dem Hunde seiner Sklaven hinnehmen mußte. Welche tiefe Erniedrigung! Aber weit entfernt, zu Gott seine Zuflucht zu nehmen, und seine Gnade anzuflehen, empörte sich sein Stolz nur um so mehr; und nach der Weise der Boshaften, welche gewöhnlich die ihnen Unterworfenen dasjenige entgelten lassen, was ihre Eitelkeit verletzt hat, ließ er bei seiner Rückkehr zwei tausend Menschen hinrichten, die sich geweigert hatten, ihn anzubeten.

Diese Grausamkeit entzündete aber das Feuer der Empörung, welches plötzlich überall in dem ungeheuren Umfange seiner Staaten hervor brach: aber ungeachtet der Anstrengungen, welche die Unterdrückung dieser Unruhen ihm verursachte, führte ein unwiderstehlicher innerer Trieb ihn täglich nach der Höhle.

„Was suche ich denn dort?" sprach er bei sich selber. „Die Vorwürfe und Schmähungen eines der verächtlichsten Thiere, während man mich von allen Seiten anbetet, und jedes Wort meines geheiligten Mundes verehrt wird! Was bin ich indessen in Vergleich mit einem Thiere, welches Gott beschützt? Ein ohnmächtiges Wesen. Ha! Dakianos, welche Schmach! Aber wenigstens habe ich sie zu verbergen gewußt, trotz diesem Gotte, der mich peinigen will, und seine Macht soll gegen meine Vorkehrungen nichts ausrich-

ten. Wie glücklich bin ich, daß ich meinen Unterthanen die Kenntnis meines Unglücks entzogen habe! Welch ein guter Einfall war es, daß ich eine Mauer aufführen ließ, welche den Eingang der Höhle versperrt, und daß ich durch meine aufgestellten Wachen jeden verhindere, sich derselben zu nahen! Aber wie können meine Sklaven darin am Leben bleiben, seitdem ich sie so versperrt habe? Ohne Zweifel haben sie irgend einen Ausgang ins Feld, welcher mir unbekannt ist. Um ihnen diesen abzuschneiden, muß ich den ganzen Berg mit meinen Truppen umringen."

Sogleich befehligte er sechsmal hundert tausend Mann, den Berg ringsumher fest einzuschließen, und niemand diesem ihm so verhaßten Orte nahen zu laßen.

Nachdem er diese neuen Vorkehrungen getroffen, kam er wieder an den Eingang der Höhle, und rief mit lauter und trotziger Stimme:

„Nunmehr seid ihr genöthigt, euch meiner Macht zu übergeben!"

Katnier antwortete ihm wiederum: „Wir fürchten dich nicht: Gott beschirmt uns. Aber folge meinem Rathe, kehre zurück nach Ephesus, deine Gegenwart ist dort sehr nöthig."

Als Dakianos sah, daß keine weitere Antwort folgte, kehrte er nach der Stadt zurück, und fand hier mehrere Verschnittene seines Harems ermordet, seine Weiber geschändet und entführt. Ergrimmt über die-

sen Frevel, konnte Dakianos sich jedoch nicht enthalten, nach der Höhle zurück zu kehren; er sagte zu dem Hunde, weil dieser allein ihm antwortete:

„Wenn dein Gott mir die geraubte Ehre wiedergeben könnte, so würde ich sehen —"

Katnier unterbrach ihn: „Gott kann die verlorene Ehre nicht wiedergeben. Geh nach Ephesus zurück, andere Unfälle erwarten dich dort."

Diese Worte beunruhigten Dakianos, er kehrte auf der Stelle zurück, und fand, daß der böse Geist des Hasses in seine drei Söhne gefahren und ihnen den Säbel gegen einander in die Hand gegeben hatte, und daß der Engel des Todes sie ihm zu entreißen kam, was noch vor seinen Augen geschah. Welcher Schmerz für einen Vater! welches Herzeleid für einen Ehrgeizigen, der einem jeden von ihnen einen Welttheil zum Reiche geben wollte!

In dieser tiefen Trauer konnte er sich jedoch nicht enthalten, nochmals nach der Höhle zu kommen:

„Ihr Bösewichter," sprach er zu den Schläfern, „welche Quaalen soll ich euch anthun, wenn ich euch in meiner Gewalt habe? Aber gebet mir meine Kinder wieder, und alles soll euch verziehen sein, was ihr mir zu Leide gethan habt."

Fünfhundert und dritter Tag.

Katnier nahm fortwährend das Wort, und antwortete ihm:

„Gott gibt keine Kinder wieder, wenn er sie der Welt entrissen hat, um ihren Vater für seine Frevel zu bestrafen. Kehre nach Ephesus zurück, du verdienst noch neue Unglücksfälle zu erfahren.“

„Das ist doch zu viel,“ rief Dakianos aus, indem er weg ging; und in der Wuth und Verzweiflung seines Herzens befahl er allen seinen Truppen und allen Einwohnern von Ephesus, daß jedermann Scheiter oder Reisicht herbei bringen sollte. Sein Befehl wurde erfüllt; er ließ diese ungeheure Menge Holz vor der Höhle aufthürmen, in der Hoffnung, die darin Versperrten zu ersticken: aber der Wind wehte alle Flammen dieses großen Feuers gegen das Heer, so daß es entfloh, und trieb sie bis gegen die Stadt hin. In dieser wurde zwar kein Haus von dem Feuer beschädigt, aber es ergriff den Palast des Dakianos und legte ihn gänzlich in Asche: alle Reichthümer, welche er unablässig mit so großer Mühe aufgehäuft hatte, verschwanden vor seinen Augen, während die Höhle nicht den geringsten Schaden litt.

Dieß letzte Wunder bewog ihn, daß er die sieben Schläfer, und sogar den Hund Katnier anflehte, sich für ihn zu verwenden. Das Hündlein antwortete:

„Es ist nur die Furcht, nicht die Frömmigkeit, welche die Härtigkeit deines Herzens zu erweichen scheint: hebe dich weg, Gott kennt dein Herz, du kannst ihn nicht täuschen.“

Dakianos entfernte sich, bestürzt über diesen letzten Vorwurf, aber noch mehr ergrimmt darüber, daß er sich so gedemüthigt hatte.

Mitten unter diesen Unfällen, welche sich Schlag auf Schlag folgten, um diesen Feind Gottes nieder zu schmettern, war die Empörung mächtig angewachsen, und forderte abschreckende Beispiele, und die innere Verfassung des Dakianos trieb ihn an, dieselben in der größten Strenge aufzustellen. Er ließ, zu diesem Zwecke, mitten auf dem öffentlichen Platz und über der Asche seines Palasts, einen eisernen Thron errichten, befahl seinem ganzen Hofe und allen seinen Truppen, sich in Roth *) zu kleiden, und schwarze Turbane aufzusetzen: er selber kleidete sich ebenso an, um so in einem Augenblick fünf- bis sechsmal hunderttausend Menschen hinrichten zu laßen, welche er zugleich der Sicherheit seines Throns, den Seelen seiner Söhne, seiner verlorenen Ehre, und was noch mehr ist, den Gewissensbissen, welche sein Herz zerrissen, opfern wollte.

Aber vor dieser entsetzlichen Metzelei wollte er nochmals die Höhle besuchen; er hoffte noch, daß seine

*) Roth ist im Morgenlande die Rache-Farbe der Fürsten.

Waffen, welche gemeinlich die Zuversicht der Bösen sind, diejenigen einschrecken würden, von denen er weder durch Bitten, noch durch Drohungen etwas hatte erlangen können. Bei seiner Ankunft verdoppelte er seine Lästerungen.

„Zittere, Bösewicht," sprach nochmals Katnier zu ihm, ohne sich mehr, als bisher, zu rühren, ja ohne den Kopf zu erheben, welchen er auf die Pfoten gelegt hatte.

„Ich soll zittern?" versetzte Dakianos: „Gott kann mich nicht dazu bringen, zu zittern."

„Aber er kann dich strafen," fuhr Katnier fort: „du bist deinem letzten Augenblicke nah."

Dakianos hörte jetzo nur noch auf seinen Ingrimm, ergriff seinen Bogen und seine Pfeile, und sagte:

„Wir wollen doch sehen, ob ich mindestens nicht fruchtbar bin."

Hierauf schnellte er mit aller Kraft seines Arms einen Pfeil von der Senne: aber eine übernatürliche Macht schleuderte diesen zu den Füßen desjenigen zurück, der ihn abgeschossen hatte, und in demselben Augenblick stürzte aus der Höhle eine ungeheure Schlange hervor, die über hundert und zwanzig Fuß lang war, und vor deren furchtbaren Flammenblicken Dakianos erzitterte; er wollte fliehen, aber die Schlange hatte ihn bald eingeholt, packte ihn bei der Mitte des Leibes und schleifte ihn so durch die Straßen der Stadt,

damit alle seine Unterthanen Zeugen seiner grauenvollen Bestrafung wären. Sie schleppte ihn so auf den eisernen Thron, welchen er zu seiner grausamen Rache hatte errichten laßen: hier verzehrte sie ihn stückweise, die äußern Gliedmaßen zuerst, und so ward Dakianos durch seine Quaalen ein furchtbares Beispiel der göttlichen Strafe, welche seine Undankbarkeit und seine Gottlosigkeit verdient hatten. Die Schlange begab sich hierauf wieder nach der Höhle, ohne irgend jemand das geringste Leid anzuthun, und alle Einwohner von Ephesus riefen ihr Danksagungen nach, als sie sie nach der Höhle zurückkehren sahen.

Mehrere Könige folgten binnen hundert und vierzig Jahren diesem Dakianos auf dem Thron, nach welcher Zeit er von den alten Griechen eingenommen wurde, die ihn noch hundert neun und sechzig Jahre besaßen.

Als nun die Zeit des Schlafes der sieben Schläfer erfüllet war, geschah mit ihnen, was in den Büchern dort oben geschrieben stand: einer der sieben erwachte in dem Augenblick, als die Morgenröthe anbrach; er richtete sich auf, und sprach bei sich selber: „mich dünkt, ich habe wenigstens vier und zwanzig Stunden geschlafen." Und allgemach erwachten auch die übrigen, und waren in demselben Wahne.

Dschemlicha, stäts lebhafter, als die übrigen, sprang auf, und war sehr erstaunt, als er den Zugang

der Höhle durch eine Mauer von großen Werkstücken fest verschlossen fand; er kam wieder zu seinen Gefährten und erzählte ihnen, was er zu seiner Verwunderung gesehen hätte. Ungeachtet dieses Uebelstandes, mußten sie durchaus jemand nach der Stadt schicken, Lebensmittel für sie zu kaufen. Sie warfen ihre Augen auf den Schäfer und Dschemlicha gab ihm Geld, und sagte zu ihm: „du kannst dich dort ohne Gefahr, sehen laßen.“ Der Schäfer stand auf, ihnen diesen Dienst zu leisten.

In diesem Augenblick erwachte auch Katnier, *) völlig geheilt an seinen drei Pfoten, kam heran und liebkoste ihn. Der Schäfer bemühte sich aber vergeblich, einen Ausgang zu finden; denn die Oeffnung, welche Dakianos für sich gelaßen hatte, war verschüttet; indem er nun alles genau untersuchte, bemerkte er auch die großen Werkstücke der Mauer, und erkannten nicht ohne Erstaunen, daß ein Theil der Bäume abgestorben, andere umgefallen waren, und daß das Wasser der Quellen das Rinnsal verändert hatten; mit Einem Worte, er war über die großen Veränderungen, welche

*) Es gibt zehn Thiere, welche ins Paradies eingehen: der Wallfisch der den Propheten Jonas in seinen Bauch verschlungen hatte; die Ameise Salomons; der Widder Ismaëls; Belkis Kukkuk; das Kameel Mahomeds; der Esel der Asis, Königinn von Saba; das Kalb Abrahams; das Kameel des Propheten Saleh; der Ochse des Moses; und der Hund der Siebenschläfer.

er wahrnahm so betroffen, daß er in die Höhle zurück trat, um seinen Gefährten sein Erstaunen mitzutheilen. Sie standen alle sogleich auf, und gingen hinaus, sich zu überzeugen: aber jeder Gegenstand, den sie betrachteten, verdoppelte nur ihre Verwirrung. Dschemlicha sprach hierauf zu dem Schäfer:"

„Gib mir deine Kleider, ich will selber nach der Stadt gehen, zu holen, was wir bedürfen, und uns über dasjenige aufzuklären, was wir nicht begreifen können."

Fünfhundert und vierter Tag.

Der Schäfer gab ihm seine Kleider, und nahm dagegen die seinigen. Dschemlicha arbeitete sich mit großer Mühe durch die Trümmer dieser dicken Mauer, nahm dann den Weg nach der Stadt, und bemerkte über dem Thore eine Fahne mit der Inschrift: „Es gibt keinen andern Gott, als den wahren Gott!" Er war sehr erstaunt, wie eine Nacht eine solche Veränderung hervor gebracht hätte: „Ist dieß nicht ein Traumgesicht?" sprach er bei sich selber: wache ich wirklich? oder täuschet mich ein Traum?"

Während er diese verwirrenden Betrachtungen anstellte, sah er einen Mann aus der Veste kommen, er

näherte sich ihm, und fragte ihn, ob diese Stadt nicht Ephesus hieße. Jener antwortete ihm ganz einfach, ja so hieße sie.

„Und wie heißt derjenige der sie beherrscht?" fragte Dschemlicha sogleich weiter.

„Sie gehört dem König Enkusch, der darin seinen Sitz hat," antwortete ihm derselbe Mann.

Dschemlicha, mit steigender Verwunderung, fuhr fort zu fragen: „Was bedeutet die Inschrift auf dieser Fahne?"

Jener befriedigte seine Neugier, und sagte ihm, sie enthielte die wahren Namen Gottes.

„Aber mich dünkt," unterbrach ihn Dschemlicha mit Lebhaftigkeit, „daß Dakianos der König dieser Stadt ist und sich darin wie einen Gott anbeten läßt."

„Ich habe niemals von einem Könige dieses Namens gehört," versetzte der Einwohner der Stadt.

„In welchem seltsamen Traume bin ich gegenwärtig befangen!" rief Dschemlicha aus: „Wecke mich auf, ich beschwöre dich darum," fuhr er fort.

Der Mann, jetzo seinerseits verwundert, konnte sich nicht enthalten, ihm zu erwiedern:

„Wie! du thust mir so verständige Fragen, du hast meine Antworten darauf vernommen, und du wähnest, daß du schläfest?"

Dschemlicha, beschämt über die Meinung, welche er von sich erregte, verließ den Mann, und sprach bei

sich selber: „Großer Gott, hast du mir denn den Verstand geraubt?“

In dieser Verwirrung der Vorstellungen, trat er in die Stadt, welche er durchaus nicht wieder erkannte: die Häuser, die Tempel, die Paläste erschienen ihm in ganz neuer Gestalt. Endlich blieb er am Laden eines Bäckers stehen, suchte sich mehrere Brote aus, und bot sein Geld dafür dar.

Der Bäcker sah es an, und betrachtete Dschemlicha mit großer Aufmerksamkeit. Dieser wurde dadurch beunruhigt, und sagte zu ihm:

„Was starrst du mich an? gib mir dein Brot, nimm dein Geld, und bekümmere dich nicht um andere Dinge.“

Der Bäcker fragte ihn mit großer Neugierde; „Wo hast du dieses Geld gefunden?“

„Was geht es dich an?“ versetzte Dschemlicha.

„Ich kenne dieses Geld nicht,“ erwiederte ihm der Bäcker: „es ist nicht mit dem Stempel des jetzo herrschenden Königs geprägt. Laß mich Theil nehmen an dem Schatze, welchen du ohne Zweifel so glücklich gewesen bist zu finden, ich verspreche dir Verschwiegenheit.“

Dschemlicha begann ungeduldig zu werden, und sagte zu ihm: „dieses Geld ist mit dem Stempel des Dakianos geprägt, des unumschränkten Beherrschers dieses Landes; mehr weiß ich dir nicht zu sagen.“

Aber der Bäcker, noch mehr bestärkt in seiner Meinung, fuhr also fort:

„Du kömmst vom Lande herein, glaube mir, dein Schäferhandwerk hat dich nicht genug gewitzt, mich zu betrügen, noch mich abzuschrecken. Gott ist so gnädig gegen dich gewesen und hat dich einen Schatz finden laßen: verstehst du dich nicht dazu, ihn mit mir zu theilen, so werde ich dich bei dem König angeben, er wird dich verhaften laßen, deine Reichthümer werden dir genommen, und es kostet dich vielleicht das Leben, weil du den Fund nicht angezeigt hast."

Dschemlicha, voll Ungeduld über alle diese Reden des Bäckers, wollte das Brot nehmen und weggehen: der Bäcker aber hielt ihn zurück; der Streit ward hitzig, das Volk sammelte sich um sie und hörte ihnen zu. Dschemlicha sagte zu dem Bäcker:

„Ich bin erst gestern aus der Stadt gegangen, und heute komme ich wieder herein: wie kannst du dir nur einbilden laßen, daß ich einen Schatz gefunden habe?"

„Nichts ist gewisser," erwiederte der Bäcker, „und ich will meinen Theil davon haben."

Einer von den Leuten des Königs, war auf den Lärmen auch herbei gelaufen, und in der Ungewißheit über dieses Ereignis, hatte er die Wache geholt, welche Dschemlicha ergriff und ihn vor den König führte.

Man erklärte dem Könige den Gegenstand des Streites, und der Fürst fragte Dschemlicha:

„Wo hast du die alten Münzen gefunden von denen die Rede ist?“

„Herr,“ antwortete ihm Dschemlicha, „ich habe sie gestern mit aus der Stadt gebracht: aber Ephesus hat in einer Nacht eine so veränderte Gestalt angenommen, daß ich sie gar nicht wieder erkenne; alle, denen ich begegnet bin, alle die ich sehe, sind mir unbekannt: gleichwohl bin ich in dieser Stadt geboren, und kann nicht beschreiben, wie verwirret mich dieß alles macht.“

Der König versetzte: „du scheinst Verstand zu besitzen, du hast eine glückliche Gesichtsbildung, und nichts Verstörtes darin: wie kannst du nun so unverständig reden? Willst du mich etwa dadurch täuschen, daß du dich wahnwitzig stellest? Ich will durchaus wissen, wo du den Schatz verborgen hast, welchen dein gutes Glück dich hat finden laßen. Der fünfte Theil gehört mir davon von Rechtswegen, und ich will dir das übrige laßen.“

„Herr,“ antwortete ihm Dschemlicha, ich habe keinen Schatz gefunden, aber ich glaube, ich habe den Verstand verloren.“

Fünfhundert und fünfter Tag.

Dschemlicha wagte nicht deutlicher zu sprechen, denn er fürchtete immer noch, der König, welchen er nicht kannte, wäre einer von Dakianos Vesyren, welcher ihn zu diesem, etwa abwesenden Fürsten, würde führen laßen.

Zu seinem Glücke hatte Enkusch einen Vesyr von durchdringendem Verstande, der zugleich eine sehr große Kenntnis der Vorschriften des Gesetzes und der Geschichte hatte; ihm war auch die Geschichte des Dakianos nicht unbekannt, und man hatte somit einige Kunde von den sieben Schläfern, welche man noch in der nahen Höhle glaubte. Die Reden Dschemlicha's erregten ihm Verdacht, und um sich darüber aufzuklären, sagte er ganz leise zu dem Könige:

„Ich müßte mich sehr täuschen, oder dieser junge Mensch war bei Dakianos in Diensten: Gott erleuchtete ihn, er verließ den Frevler, und flüchtete sich mit fünf Gefährten, einem Schäfer und einem Hündlein in eine Höhle; die sieben Männer sollen, nachdem sie dreihundert und neun Jahre geschlafen haben, wieder aus der Höhle hervor gehen, ihr Erwachen soll das Volk im Gebete bestärken: und alles bewegt mich, zu glauben, daß dieser junge Mann derjenige ist, welchen Dakianos so leidenschaftlich liebte.“

Enkusch setzte, mit Recht, großes Vertrauen in seinen Vesyr; er wandte sich also zu Dschemlicha, und sagte zu ihm:

„Erzähle uns doch deine Geschichte ohne alle Entstellung, oder ich laße dich sogleich ins Gefängnis werfen."

Dschemlicha, der wohl fühlte, wie nöthig seinen Freunden seine Rückkehr war, gehorchte ihm, troz der Furcht, welche er noch immer vor Dakianos hegte, und seine Erzählung entsprach ganz demjenigen, was der Vesyr in den Jahrbüchern gelesen hatte. Was aber den König noch mehr davon überzeugen konnte, waren die Worte, welche Dschemlicha hinzu fügte:

„Euer Majestät muß wissen, daß ich ein Haus, ein Kind und Verwandte in dieser Stadt habe, sie werden von allem dem Zeugnis ablegen, was ich eben erzählt habe."

„Bedenke aber," sagte hierauf der kluge Vesyr zu ihm, „daß, was du dem König erzählt hast, vor dreihundert und neun Jahren geschehen ist."

„Du mußt uns also einen andern Beweis geben," hub der König wieder an.

„Ich erwiedere nichts hierauf, aus Ehrfurcht," sagte Dschemlicha: „aber um euch von allem zu überzeugen, was ich angegeben habe, bekenne ich, daß ich in meinem Hause einen sehr ansehnlichen Schatz verborgen habe, um welchen ich allein weiß."

Der König mit seinem ganzen Gefolge machte sich sogleich auf den Weg nach diesem Hause. Aber Dschemlicha, der voran ging, sie hin zu führen, sah sich nach allen Seiten um, und erkannte weder sein Stadtviertel, noch sein Haus.

In dieser Verwirrung verstattete Gott, daß ein Engel, in Gestalt eines Jünglings, ihm zu Hülfe kam, und zu ihm sagte:

„Diener Gottes, du scheinst mir sehr verwundert."

„Wie sollte ich nicht verwundert sein?" antwortete ihm Dschemlicha: „diese Stadt ist in einer Nacht dergestalt verwandelt worden, daß ich mein Haus nicht wiederfinden kann, ja nicht einmal das Stadtviertel, worin es liegt."

„Folge mir," sprach der Engel Gottes, „ich will dich hin führen."

Dschemlicha, stäts begleitet von dem Könige, den Bey's und den Vesyren, folgte nun dem Engel Gottes, der nach einiger Zeit vor einer Thüre still stand, und dann mit den Worten verschwand:

„Dieß hier ist dein Haus."

Dschemlicha, im festen Vertrauen hierauf, trat ein, und fand darin einen Greis, der ihm ganz unbekannt war, umgeben von mehreren jungen Leuten; er begrüßte sie sehr höflich, und sprach zu dem Greise mit Sanftmuth:

„Dieses Haus gehört mir, so viel ich weiß: warum finde ich euch hier, und was machet ihr hier?“

„Ich glaube, du irrest dich,“ antwortete ihm der Greis mit derselben Sanftmuth: „dieses Haus gehört schon seit langer Zeit unserm Geschlechte: mein Großvater hat es meinem Vater vererbt, der noch lebt, obgleich nur noch ein leiser Hauch des Lebens in ihm ist.“

Die jungen Leute wollten auch antworten und entrüsteten sich sogar gegen Dschemlicha; der Greis aber sagte zu ihnen:

„Entrüstet euch nicht, meine Kinder; der Zorn ist niemals vonnöthen: er hat uns vielleicht gute Gründe vorzulegen, wir wollen ihn anhören.“

Hierauf wandte er sich zu Dschemlicha, und fuhr fort:

„Wie kann dieses Haus dir angehören? Mit welchem Rechte machst du Anspruch darauf? Wer bist du?“

„Ach, mein guter Alter,“ versetzte Dschemlicha, „wie könnte ich dich von meiner Geschichte überzeugen, da noch niemand, dem ich sie erzählt habe, sie hat glauben wollen: ich selber begreife nichts davon, du kannst also denken, in welcher Lage ich mich befinde.“

Der Greis, von seinem Kummer gerührt, sprach zu ihm:

„Fasse Muth, mein Kind, du erregst meine Theilnahme, dein Anblick hat mein Herz gerührt.“

Dschemlicha, durch diese Worte ermuthigt, erzählte dem Greise nun alles, was ihm begegnet war; und dieser hatte nicht so bald seine Geschichte vernommen, als er hin ging und ein Bildnis herbei holte, um es mit Dschemlicha zu vergleichen. Als er es eine zeitlang betrachtet hatte, seufzte er; seine Unruhe und seine Bewegung verdoppelte sich; er küßte mehrmals das Bildnis, warf sich dann Dschemlicha zu Füßen, und indem er sein tief gefurchtes Antlitz rieb und seinen von den Jahren gebleichten Bart hielt, rief er aus:

„Ach! mein theurer Großvater!"

Thränenströme, die aus seinen Augen hervor brachen, verhinderten ihn, mehr zu sagen.

Fünfhundert und sechster Tag.

Der König und seine Vesyre, welche dieser Auftritt sehr aufmerksam auf ihr Gespräch gemacht hatte, sagten jetzo zu dem Greise:

„Wie, du erkennest ihn für deinen Großvater?"

„Ja, Herr," antwortete er dem Könige, „er ist der Vater meines Vaters:" aber er konnte diese Worte nicht aussprechen, ohne nochmals in Thränen zu zerfließen.

Hierauf nahm er ihn bei der Hand, und führte ihn durch das Haus. Beim Erblicken eines Cypressenbalkens sagte Dschemlicha:

„Ich habe diesen Balken her legen laßen; unter seinem Ende wird man einen großen Granatstein finden, er bedeckt sechs solche Gefäße, wie in den Schatzkammern der Könige stehen; dieselben sind voll Goldmünzen mit dem Gepräge des Dakianos, und jede dieser Goldmünzen wiegt hundert Drachmen.“

Während man nun daran arbeitete den Balken weg zu nehmen, näherte sich der Greis seinem jugendlichen Großvater mit der größten Ehrfurcht, und sagte zu ihm:

„Mein Vater, der dein Sohn, ist noch am Leben: aber er ist so kraftlos, daß ich genöthigt gewesen, ihn in Baumwolle zu hüllen und ihn so in einen Korb zu legen, den ich an einen Nagel gehängt habe: von ihm habe ich einiges von dem vernommen, was du mir jetzo erzählt hast. „Komm,“ fuhr er fort, „meinen Vater und deinen Sohn zu sehen.“

Dschemlicha folgte ihm in ein Seitengemach; er hakte einen kleinen Korb los, und zog daraus ein Päkchen Baumwolle hervor: dieses enthielt einen Greis, der jetzo nicht größer war, als ein neugeborenes Kind. Man flößte ihm etwas Milch ein, er öffnete die Augen, und er erkannte noch Dschemlicha, seinen geliebten Vater. Er konnte sich nicht erwehren,

einen Strom von Thränen zu vergießen, und Dschemlicha konnte die seinigen nicht zurück halten.

Welches Erstaunen für Alle, die einen jungen Mann vor sich sahen, dessen Sohn so zusammen geschrumpft, dessen Enkel ein hochbejahrter Greis, und dessen Urenkel an Jugend und Kraft ihrem Urgroßvater so ähnlich waren. Das Volk konnte sich beim Anblicke dieses Wunders nicht erwehren, die Größe und Allmacht Gottes zu bewundern. Man schlug die Jahrbücher nach, und ersah, daß mit eben diesem Tage die dreihundert und neun Jahre abgelaufen waren.

Als der Cypressenbalken weg genommen war, fand man darunter alles was Dschemlicha vorausgesagt hatte; er machte einen Theil dieses Schatzes dem Könige zum Geschenk, und gab das übrige seinen Enkeln.

Der König sprach hierauf zu Dschemlicha: „Wir sind gegenwärtig von der Wahrheit deiner Geschichte überzeugt: wir wollen nun zu deinen Gefährten in der Höhle gehen und ihnen Hülfe bringen.“

„Ich habe keinen andern Wunsch, als diesen,“ antwortete ihm Dschemlicha.

Der Fürst ließ viele Lebensmittel mit hinaus führen, und begab sich, in Begleitung des Volks und seines Heeres, nach der Höhle. Diese erschien allen so fürchterlich, daß niemand das Herz hatte, hinein zu treten. Man versichert indessen, daß der König

selber sich dazu entschloß, daß er auch die Gefährten Dschemlicha's erblickte, aber gerade in demselben Augenblick, als dieser selber darin, zugleich mit den übrigen und dem Hündlein, ihren Geist aufgaben. Er hörte sie sogar noch den allgewaltigen Herrn der Welt anrufen, und mit diesen Worten verscheiden.

Enkusch ließ nun alles herbei bringen, was nöthig war, ihnen die letzte Ehre zu erweisen, und ließ sie in derselben Höhle beerdigen, worin sie so lange geschlafen hatten. Nachdem alle Leute die Höhle wieder verlaßen hatten, schloß sich durch eine besondere Zulaßung Gottes der Eingang der Höhle, so daß es seitdem niemand möglich gewesen sie wieder zu betreten.

Der König ließ einige Schritte davon eine Säule errichten, auf welcher die Geschichte der Siebenschläfer eingegraben stand, damit die Allmacht Gottes erkannt, den Menschen Abscheu vor der Undankbarkeit erregt, und an diesem Beispiele einleuchtend würde, wie groß die Kraft des Gebets ist."

Fünfhundert und siebenter Tag.

Der König von Persien, dem während Moradbaks Erzählung die Augen zugefallen waren, ermunterte sich wieder, als sie aufhörte zu reden: wie diejenigen, welche ein gleichförmiges Geräusch einschläfert, durch den Stillstand desselben erweckt werden.

„Ich bin ziemlich zufrieden mit deiner Erzählung," sprach er zu der Tochter Fitéads, „und ich fange an zu hoffen, daß meine Krankheit nicht unheilbar ist. Ich habe den Anfang der Geschichte ziemlich aufmerksam angehört: aber dein Hündlein hat mich eben nicht angezogen, und ich bin fast mit Dschemlicha eingeschlafen, als wäre ich mit in seiner Höhle gewesen: also weiß ich nicht recht, was darin vorgegangen ist."

„Wenn Euer Majestät es zu wissen verlangt, so will ich meine Erzählung bei jener Stelle wieder anheben."

„Nein, nein," sagte der König, „ich habe für das erstemal genug; ich bin zufrieden, daß es mir einige Besänftigung verschafft hat, und es ist nicht nöthig, mir zu wiederholen, auf welche Weise dieß geschehen ist: wenn die Heilmittel, welche mein Arzt

mir gibt, nur gute Wirkung hervorbringen, so kümmert es mich wenig, woraus sie zusammen gesetzt sind. Gott befohlen! komm morgen zu derselben Stunde wieder."

Moradbak verließ ihn mit ihrem Vater, der von der größten Bewunderung erfüllt war, und nicht begriff, wie er eine so vollkommene Tochter haben könnte.

Moradbak kam, mit derselben Einfalt, am folgenden Abend wieder. Der König bezeugte bei ihrem Anblick einiges Vergnügen; sie setzte sich, und hub also an:

Geschichte der Geburt Mahomeds.

Fünfhundert und achter Tag.

„Lange Zeit nach dem Tode des Propheten Salomon lebte ein Israelit, Namens Uscha, mehrere Jahre in der heiligen Stadt Jerusalem, seiner Heimat. Er war Lehrer des Gesetzes; und seine Verehrung der Bücher Moses war so groß, daß er unabläßig darüber nachsann; die Weissagungen, welche die Ankunft Mahomeds verkündigten, und die Lobpreisungen, welche Gott selber ihm ertheilte, erfüllten ihn mit Bewunderung. Das Verlangen, sich zu belehren, trieb ihn an, sehr große Reisen zu unternehmen, welche ihm alle Wissenschaften eröffneten, und ihm alle Geheim-

nisse der Natur offenbarten. Auf solche Weise stäts beschäftigt mit der Ankunft des großen Propheten, wurde er je mehr und mehr von den Segnungen Gottes durch seinen hohen Freund überzeugt, und von der Größe der Lehre durchdrungen, welche er den Menschen bringen würde: aber er unterwarf sich der Nothwendigkeit, dieselbe nicht zu offenbaren.

Seine Forschung hatte ihn belehrt, daß Mahomed zu Mekka sollte geboren werden; und dieser Grund bewog ihn, seinen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen, welche durch solche Vorbestimmung vor allen anderen Städten geheiligt worden, die jemals gewesen, noch sind, und sein werden.

Nachdem er die Stadt mit jenem heiligen Eifer durchwandert, welcher ihn dahin geführt hatte, entdeckte er einen Raum, der nur ein großer verwilderter Garten war; er küßte den Boden desselben dreimal, und gab dem Besitzer alles, was er dafür forderte: darf zu heiligen Zwecken das Geld in Betrachtung kommen? Er baute auf diesem Boden ein schönes Haus, und setzte sich vor, darin seine Tage zu beschließen.

Seine Verdienste und der Ruf der Weisheit, welchen er sich wohl erworben hatte, ließen ihn auch bald eine Gattinn finden, welche ihn glücklich machte. Sie gebar ihm gleich im ersten Jahr eine Tochter, welche

Sesbet genannt wurde, und, der Gegenstand seiner Zärtlichkeit und seiner Pflege, schon in jungen Jahren, in den Stand gesetzt war, die Tugend zu kennen und zu üben. Eine so gute Erziehung erhub ihr Herz noch über ihre Schönheit, obwohl sie alle Vorzüge der Gestalt besaß. Ihre Farbe, weißer als morgenländischer Alabaster, ihre Augen, schwärzer als Rabengefieder, ihre Wangen, röther als der Persische Mohn, — dieß alles bildete eine der seltensten Schönheiten.

Uscha hatte den Israeliten zu Mekka häufig die Zukunft des großen Propheten verkündigt: aber weit entfernt, sich überzeugen zu laßen, hatten sie die Blätter, worauf dieses große Ereignis so deutlich geweissagt stand, zerreißen wollen, und Uscha hatte sogar viel Mühe gehabt, die mit diesen göttlichen Stellen geheiligten Blätter ihrer Wuth zu entreißen. Er hatte sie sorgfältig bewahrt, und als seinen größten Schatz verschlossen, um die überzeugenden Beweise der Güte Gottes und des Ruhmis des großen Propheten nicht der Gottlosigkeit der Israeliten preis zu geben.

Der Weise Uscha besaß durch seine tiefen Kenntnisse unermeßliche Reichthümer, deren Quelle man nicht kannte; in seinem Hause herrschte Ueberfluß, er hatte eine Menge Sklaven, er nahm die Fremdlinge wie seine Kinder bei sich auf, und niemals versagte er ein Almosen. Er sagte häufig zu seiner Tochter, wenn sie ihn wegen seiner guten Handlungen lobte,

und ihn glücklich pries, daß er reich genug wäre, sie auszuüben:

„Meine Tochter, es ist nicht der Werth der Gabe, welche die Wohlthätigkeit empfehlenswerth macht: die Armen können dieselben Tugenden üben, wie die Reichen: erhebt der Rauch des Sandel- und Aloeholzes sich höher, als der des Harzes?“

Uscha starb endlich, in einem hundertjährigen Alter; seine von Schmerz ergriffene Gattinn überlebte ihn nur kurze Zeit. Der Verlust ihrer geliebten Aeltern war Sesbet unendlich schmerzhaft: der noch frischen Trauer schrieb man die Zurückgezogenheit zu, in welcher sie seitdem lebte: aber das Erstaunen aller, welche auf ihren Besitz Anspruch machten, verdoppelte sich, als man sie nach einigen Monaten diese Lebensweise nicht ändern sah. Das Erstaunen machte hierauf der Bewunderung Platz, und die Bewunderung endigte in Vergessenheit; denn die Welt gibt diejenigen sehr leicht auf, die sie ernstlich meiden wollen.

Sesbet war erst funfzehn Jahre alt; aber ihr Geist war schon völlig ausgebildet. Ihr Vater hatte ihr, als er ihr das letzte Lebewohl sagte, dringend empfohlen, niemals das Haus zu verkaufen, welches er ihr hinterließ, was auch immer ihr begegnen möchte; und diese Empfehlung war hinreichend, daß sie beschloß, zeitlebens darin wohnen zu bleiben. Nachdem sie sich einige Zeit ihrem lebhaften Schmerze hingege-

ben hatte, forderten die Umstände, daß sie ihre Angelegenheiten in Ordnung brachte. Ihr war die Quelle des Reichthums ihres Vaters verborgen; alle Sklaven ihres Hauses waren nicht besser davon unterrichtet. Man kannte auch keine Verwandten des berühmten Uscha, und Sesbet stand, so zu sagen, ganz allein in der Welt. Sie verwandte mehrere Tage darauf, das ganze Haus zu durchsuchen; es blieb kein Winkel unbeachtet, aber alles war vergeblich, man hatte kaum so viel Geld gefunden, um die Begräbniskosten zu bestreiten. In dieser Lage bedachte sich Sesbet nicht, allen Sklaven beides Geschlechts die Freiheit zu schenken, und behielt nur eine alte Sklavinn zu ihrer Bedienung. Sie ließ hierauf alles Geräth, das sie im Hause fand, verkaufen: aber das Hausgeräth eines Weisen ist gewöhnlich nicht von großem Werthe. Auch löste Sesbet daraus nur eine mäßige Summe, von welcher sie in dem abgelegensten Winkel des Hauses zu leben beschloß, in Erwartung der Gnade des Himmels, auf welchen sie ihr Vertrauen gesetzt, zufolge den Worten, welche ihr Vater oft zu ihr gesagt hatte: „der Himmel belohnt früh oder spät diejenigen, welche den Lehren der Weisheit folgen, und den Pfad der Tugend nicht verlaßen."

Die Vorschriften und das Beispiel eines so weisen Vaters waren also stäts ihrem Geiste gegenwärtig; und ungeachtet ihres geringen Wohlstandes, der ihr

kaum das Nothdürftige gewährte, klopfte doch kein Armer vergeblich an ihre Thüre, noch sprach er sie vergeblich an, wenn sie zum Gebete ging; und jeder Kranke, von welchem ihre alte Sklavinn hörte, wenn sie das Nöthige für sie einholte, war ihrer Hülfe versichert.

Indessen nahm das Geld ab, und Sesbet, außer Stande ihre alte Sklavinn länger zu ernähren, sah sich genöthigt, auch ihr die Freiheit zu geben. Diese Trennung war auf beiden Seiten sehr schmerzlich, aber sie war unerläßlich.

Fünfhundert und neunter Tag.

Die schöne Sesbet, der jedermann gewetteifert hätte zu Hülfe zu kommen, und gern ihr Sklave geworden wäre, sah sich also in der vollständigsten Einsamkeit vergessen von allen Einwohnern Mekka's und von allen jungen Leuten, welche sie im Hause ihres Vaters gesehen hatten. Die Vorstellung von ihren Schätzen hatte sie ohne Zweifel eben so sehr angezogen, als ihre Schönheit.

Es waren ungefähr zwei Jahre, daß der tugendhafte Uscha hinüber gegangen war, sich mit den Engeln des Lichts der Anschauung des großen Propheten zu erfreuen, als alle Hülfsquellen Sesbets erschöpft

waren, und sie sich ganz ohne Geld und ohne alle Lebensmittel sah. „Wer nicht auf Gott vertrauet, kann nicht glücklich werden.“ Diese große Wahrheit übte Sesbet mit solchem Erfolg, daß sie auch diesen Tag so ruhig als gewöhnlich schlief, und auch bei ihrem Erwachen nicht einmal das geringste Verlangen spürte, das Haus zu verkaufen, welches sie bewohnte, obwohl der Erlös daraus mehr als hinreichend gewesen wäre, sie aus der Noth zu ziehen. Uscha hatte ihr befohlen, es zu behalten; und das war genug, um sie zu vermögen, lieber alles zu dulden.

Mit Anbruche des Tages stand sie mit jener Seelenruhe auf, welche derjenige nicht kennt, der sich etwas vorzuwerfen hat, und ging noch einmal in das Zimmer ihres Vaters, es zu durchsuchen. Dieser Ort erinnerte sie wieder an die ganze Größe ihres Verlusts und an ihre schreckliche Lage; sie vergoß einige Thränen. Endlich erblickte sie in einem hinteren Gemache am Fußboden desselben einen alten ledernen Riemen, welchen sie zuvor niemals bemerkt hatte. Aus einer natürlichen Anwandlung der Neugierde, oder aus einer dunkeln Hoffnung, welche den Menschen nie verläßt, zog sie an diesem Riemen, hob vermittelst desselben einige Bretter weg, welche ihr eine Fallthüre entdeckten, und erblickte darunter einen Kasten von Cedernholz. Wer könnte ihre Freude beschreiben? Wer könnte sagen, welche Mühe es ihr kostete, ihn zu eröffnen?

Endlich indessen gelang es ihr, ihn aufzubrechen: aber welcher Verdruß für die arme Sesbet, als sie sah, daß darin wieder ein anderer Kasten von Ebenholz stand! Neue Arbeit, und neue Unruhe, was sie in diesem finden würde; zwanzigmal war sie genöthigt, sich auf den Boden nieder zu laßen, vor Mattigkeit, Schwäche und Erschöpfung; endlich gelang es ihr, auch den zweiten Kasten zu eröffnen. Derselbe enthielt nichts weiter als einzelne Blätter aus der Handschrift der Bibel, welche Uscha mit so viel Mühe der Wuth der Gottlosen entrissen hatte. Jeder andere als Sesbet, wäre in dem Zustande, worin sie sich befand, in Verzweiflung gewesen über ihr Schicksal, und würde diese kostbaren Ueberbleibsel gering geachtet haben, welche sie mit Moschus versiegelt fand; aber Uscha hatte diese Blätter so werth gehalten, und sie las sie mit Ehrfurcht, unterwarf sich den Befehlen ihres Vaters und überließ sich fernerhin der Vorsehung. Endlich entdeckte sie in einem Winkel des großen Kastens noch ein Pergamentblatt, auf welchem mehrere Zeilen geschrieben standen, in verschiedenen Schriftzügen, welche ihr fast alle unbekannt waren; aber leicht konnte sie die Ueberschrift dieses Blattes lesen, welche lautete:

„Fasse Muth, Sesbet, vertraue auf den großen Propheten, und erinnere dich der Lehren deines Vaters.“

Dieser leichte Trost war noch von einem andern begleitet; und dieß war ein kleines Goldstück, welches sie auf dem Boden des Kastens entdeckte; sie nahm es, legte alles übrige wieder so zusammen, wie sie es gefunden hatte, und ging hin, Lebensmittel und was sie nöthwendig bedurfte, zu kaufen. Solches geschah aber nicht, ohne daß sie die Hälfte dieses Goldstücks unter die Armen vertheilte, welche sie ansprachen. Auch sah sie sich bald wieder in ihrer vorigen unglücklichen und bedürftigen Lage. Indessen überredete sie sich, sie hätte noch nicht genug in dem Kasten von Ebenholz gesucht, und weil sie kein anderes Hülfsmittel hatte, ging sie nochmals hin, ihn zu durchsuchen. Sie las wieder die Blätter aus der Bibel; sie warf wieder ihre Augen auf das Pergamentblatt, welches an sie selber gerichtet war, und war sehr erstaunt, Schriftzüge darauf zu finden, welche sie das erstemal nicht bemerkt hatte, und weiter zu lesen:

„Was man Gott gibt, vergilt er hundertfältig.“ In der That fand sie jetzo hundert Goldstücke, von welchen sie nun wieder eine zeitlang lebte. Kurz, der Kasten ließ es ihr fortan nimmer daran fehlen, dergestalt, daß es ihr leicht ward, den Armen nach ihrem Gefallen zu helfen, und ihre alte Sklavinn wieder zu sich zu nehmen, welche nicht von ihr getrennt leben konnte; denn die Anhänglichkeit, welche die Tugend einflößt, kann durch nichts ersetzt werden.

Also lebte Sesbet in der Ausübung guter Werke und im Gebet, ohne sich einzubilden, daß sie noch auf andre Weise ihre Tage beschließen würde; indessen weil sie auf jenem Pergamentblatte Schriftzüge gelesen, welche sie das erstemal nicht entdeckt hatte, so ging sie oft hin, dasselbe um so sorgfältiger zu betrachten, als sie darin die einzige Vorschrift ihres Betragens sah.

Es waren ungefähr drei Jahre, daß Sesbet so in Mekka lebte, wie mitten in einer Einöde, als sie eines Tages, bei Betrachtung des Pergamentblatts, auf demselben ganz deutlich las:

„Sesbets Glück nahet heran, sie muß sich verheiraten."

Sesbet hatte niemals Lust gehabt, sich zu verheiraten: aber ein so entschiedener Befehl, und welchen sie allein Uscha zuschreiben konnte, bestimmte sie, obwohl mit Mühe, denselben zu befolgen. Wie indessen sollte sie es anstellen, dazu zu gelangen? Die Sache war schwierig; sie kannte niemand, und man hatte ihrer in der Welt vergessen; an wen sollte sie sich nun wenden? Aber was vermag nicht die Ehrfurcht, welche man dem Vater schuldig ist, wenn sie dem Herzen tief eingeprägt steht! Sie faßte demnach den Entschluß, den König anzutreten, der in Mekka seinen Sitz hatte, und Nophailach hieß. Dieser durch seine Tugenden bekannte Fürst war leicht zugänglich.

Fünfhundert und zehnter Tag.

Sesbet ging also eines Morgens, mit ihrem Schleier bedeckt, hin; und um nicht das Ansehen zu haben, daß sie nur etwas vorspiegele, nahm sie bedächtig das Pergamentblatt mit, welchem sie gehorchen wollte, und worauf jetzo noch vier Zeilen standen, welche sie jedoch nicht lesen konnte. Sesbet trat vor den König, der selber vor der Thüre seines Palasts jedermann Gehör gab, und sprach zu ihm:

„Herr, ich bitte dich, mir einen Mann zu geben." Diese Forderung überraschte den König, er lächelte und gab ihr einen freundlichen Wink, das Ende der Sitzung abzuwarten. Als diese beendigt war hieß der König, der viel Verstand hatte, aber gewöhnlich seinen Vesyr für sich reden ließ, und dann über seine Antworten entschied, Sesbet näher treten; denn sie hatte sich bisher stäts in ihrem Schleier abseiten gehalten. Sie gehorchte, und Nophailach fragte sie nun, warum sie denn einen Mann von seiner Hand haben wollte.

„Herr," antwortete sie, „ich habe keine Aeltern mehr, und ein König soll der Vater seiner Unterthanen sein: es kömmt also dir zu, mich zu verheiraten."

„Das ist billig, Vesyr, wie mich dünkt," sprach der König zu ihm.

„Ja, Herr," antwortete der Vesyr, „das folgt richtig: aber erlaube mir, ihr einige Fragen zu thun."

Sesbet beantwortete diese Fragen eben so treffend, als verständig; und als sie endlich erklärte, sie sei die Tochter Uscha's, rief der Vesyr aus:

„O Sprößling eines Stammes ohnegleichen! Wie, du bist die schöne Sesbet! Ich glaubte, du wärest deinem Vater in den Schooß der Seligen gefolgt: wie ist es möglich, daß man gar nicht mehr von dir redet?"

Sesbet, jetzt vertrauensvoller als anfangs, erzählte alle ihre Abenteuer, und zeigte das Pergamentblatt vor, welches ihr befahl, sich zu verheirathen.

Der König betrachtete es; aber die vier letzten Zeilen zu entziffern war ihm eben so unmöglich, als seinem Vesyr.

„Was sollen wir thun?" hub Nophailach wieder an, indem er sich zu ihm wandte.

„Ich glaube," antwortete ihm dieser, nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, „daß diese vier Zeilen von denjenigen sollen gelesen werden, welchen der Himmel ihr zum Gatten bestimmt. Warum sollten sie sonst in so ganz andrer Schrift dastehen?"

„Da hast Recht," fuhr der König fort, „denn ich bin derselben Meinung: wie aber sollen wir denjenigen finden, den der Himmel ihr bestimmt?"

„Man müßte," antwortete der Vesyr, „durch die ganze Stadt ausrufen laßen, daß du eine eben so schöne, als verständige Jungfrau demjenigen zur Gat-

tinn geben willst, welcher die dir unbekannten Schriftzüge lesen kann. Sesbet muß alle Morgen," fuhr er fort, „in der öffentlichen Versammlung vor dir erscheinen und allen denjenigen die Schriftzüge vorhalten, welche sie lesen wollen, und Deine Majestät wird entscheiden, ob sie richtig gelesen sind, entweder aus dem Sinne, welche man ihnen beilegt, oder aus den Schriftzügen und aus den Fragen, welche du an denjenigen thun kannst, der sich dazu erboten hat."

„Das hat zwar immer seine Schwierigkeiten," erwiederte Nophailach; „aber es bleibt uns nichts anderes übrig."

Alsbald ertheilte er den Befehl, und dieser ward überall kund gemacht. Indessen beunruhigte den König noch etwas, bevor er Sesbet entließ: „Vesyr," sprach er, „man müßte doch, wie mich dünkt, zuvor ihre Schönheit ein wenig in Augenschein nehmen. Wir verkündigen sie als schön; ich will wohl glauben, daß du sie als solche gesehen hast: aber, woher weißt du, daß sie sich nicht verändert hat? Sagt nicht ein alter Persischer Dichter, daß es nur eines Nichts bedarf, um eine Schönheit zu zerstören?" „Ich erkenne stäts deine Weisheit und deine Billigkeit," antwortete ihm der Vesyr, mit einer tiefen Verneigung. — „Sesbet, laß den König von deinen Reizen urtheilen," sprach er zu ihr.

Sie gehorchte, und beide fanden sie so schön, daß sie nur von ihren Reizen sprachen, sogar noch lange, nachdem sie sich schon beurlaubt hatte.

Schon hatte Sesbet mehrere Tage in Gegenwart des Königs ihre unbekannte Schrift vergeblich jedermann vorgehalten, als ein junger sehr schöner und wohlgebildeter Mann erschien, der ohne Mühe die erste der vier bisher unbekannten Zeilen las, und mit lauter Stimme aussprach:

„Mahomed ist der Freund Gottes, er ist höher, als die Wolken.“

Aber er gestand, daß er die drei übrigen Zeilen nicht entziffern könnte.

Dieses Geständnis überzeugte den König und den Vesyr, daß, was er gelesen, wirklich da geschrieben stände. Indessen wollte der König ihm vor der Entscheidung noch etliche Fragen thun; er fragte also, welchem Lande die Schriftzüge angehörten, die er eben gelesen hätte.

„Herr,“ antwortete jener, „es ist die Schrift einer der ältesten Sprachen, welche man nach dem Thurmbau von Babel redete; es ist eine der Sprachen, deren sich die Weisen bedienen, und sie würde mir unbekannt sein, wenn mein Vater, der sich stäts mit tiefen wissenschaftlichen Forschungen beschäftigte, sie mich nicht gelehrt hätte.“

„Ganz gut,“ fuhr der König fort: „aber wer ist der Mahomed, welchen du da genannt hast?“

„Herr,“ antwortete jener, „ich glaube, es ist ein Prophet, den Gott auf die Erde senden wird: es gibt sogar gewisse Bücher, welche, von Weisen verfaßt, seiner Erwähnung thun.“

Nophailach fragte hierauf den Sohn des Weisen, wie er hieße.

„Ich heiße Abdal Motallab,“ antwortete jener, „und bin aus Mekka.“

„Wohlan,“ fuhr der König fort: „Abdal Motallab, ich gebe dir Sesbet; du hast mehr von der Schrift gelesen, als irgend einer derjenigen, die sich dazu erboten: mache Sesbet glücklich, und führe sie heim in ihr Haus.“ Und damit verließ er sie.

Fünfhundert und eilfter Tag.

Die beiden Neuvermählten begaben sich nach Sesbets Hause. Als sie dort waren, theilte sie ihm aufrichtig ihre ganze Geschichte mit: aber alles was sie ihm höchst umständlich erzählte, verwunderte ihn weniger, als der Name Uscha; dieser war so berühmt unter den Weisen, daß sein Vater ihm oft tausend Lobpreisungen ertheilt hatte; seinem Verlangen mischte sich Bewunderung bei, als er in Sesbet die Tochter

dieses großen Mannes vor sich sah. Aber indem er das Pergamentblatt aufmerksam betrachtete, welches mit solcher Kunst geschrieben war, daß die Schrift nur zufolge der Ereignisse gelesen werden konnte, bemerkte er auf der Kehrseite folgende grausame Worte:

„Der Gatte Sesbets darf sich ihr nicht nahen, bevor er nicht den großen Propheten gesehen hat; sie wird ihm ein Jahr lang getreu bleiben."

„Ach, geliebte Sesbet," rief Abdal Motallab voll Zärtlichkeit aus: „warum habe ich dich gesehen? Ich gehe, den Propheten aufzusuchen, ich kenne die Wichtigkeit der Vorschriften weiser Männer, um mich der Gefahr auszusetzen, länger bei dir zu bleiben." Und damit ging er weg.

Sesbet blieb sehr erstaunt zurück; indessen stäts in den Willen Gottes ergeben, so wie den Befehlen ihres Vaters. Aber als sie das Jahr verlaufen, und Abdal Motallab nicht heim kehren sah, ging sie wieder zu dem Könige, der sie mit derselben Freundlichkeit aufnahm, und den ersten Befehl abermals kund machen ließ.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen las ein Schriftgelehrter aus der Stadt Medina, Namens Abutelab, die Zeile, welche auf die erste, von Abdal Motallab gelesene folgte, und also lautete:

„Mahomed ist das Gefäß der Gesetze Gottes; er wird die Erde mit seinem Wort erfüllen.“

Aber weiter konnte er auch nicht lesen. Sesbet wurde ihm aus denselben Gründen gegeben; sie bewies ihm dasselbe Vertrauen, und erzählte ihm alles, wie dem Abdal Motallab; und als hierauf auch er den Befehl der Trennung gelesen hatte, verließ er sie mit demselben Bedauern.

Das Jahr verging, er erschien nicht wieder, und Sesbet heiratete nun auf dieselbe Weise den Yarab, einen Verwandten des Kadi's von Medina, welcher die dritte Zeile las; und diese lautete:

„Mahomed, der Heiland der Gläubigen, ist eine schwimmende Insel, welche ihren Hafen allen Schiffbrüchigen öffnet.“

Auch dieser unterwarf sich dem Befehle der Trennung; und weil er, nach Verlaufe des Jahres, eben so wenig wieder kam, als die beiden anderen, so heiratete Sesbet endlich den Temimdari, welcher die vierte Zeile las; und diese lautete:

„Mahomed, der Gesandte Gottes, kömmt demjenigen entgegen, dessen Herz ihn suchet.“

Die drei ersten Gatten Sesbets waren Söhne von Weisen; der vierte war zwar auch von einem der berühmtesten Gelehrten an Sohnes statt angenommen,

aber niemals in die Geheimnisse der Wissenschaften eingeweihet worden; er hatte sich den Waffen gewidmet und diente in dem Heere Nophailachs; seine Pflicht hatte ihn von Mekka, seiner Heimat, entfernt, während die drei ersten Gatten Sesbets die drei ersten Zeilen der verborgenen Schrift gelesen hatten, er hatte sogar niemals etwas von diesem ganzen Ereignis erfahren.

Sesbet, stäts den Befehlen ihres Vaters gehorsam, führte ihn in ihr Haus, wie sie die vorigen heim geführt hatte: aber er war nicht so folgsam in Hinsicht des Gebots der Trennung.

„Ich will gerne glauben, daß dein Vater ein weiser Mann war,“ sprach er zu ihr mit Lebhaftigkeit; „ich gebe zu, daß Mahomed dereinst von Gott herab gesandt werde: wie kann mich aber das gegenwärtig bewegen, von meiner Gattin zu scheiden?“

„Fürchte eine gerechte Bestrafung dieser gottlosen Reden,“ sagte Sesbet mit liebenswürdiger Sanftmuth zu ihm.

Aber achtet ein Befangener, ein von Begierde entbrannter Mensch wohl irgend auf die verständigsten Vorstellungen? Kann man dieß auch nur verlangen? Temimdari also, fest entschlossen, sich nicht so abspeisen zu laßen, wie seine Vorgänger, ging eines Bedürfnisses wegen in den Hof, und sich stellend, als wenn er sich von Sesbets Warnungen betroffen fühlte, sagte er zu ihr: „Ich fürchte mich, liebe Frau, sprich, und beruhige mich.“

Sie ihrerseits, ohne sich etwas dabei zu denken, sagte scherzend: „Ihr Geister, hebet ihn hinweg!"

Und von Stund' an hörte man nicht mehr von ihm reden.

Wie überraschend dieß Ereigniß ihr vorkam, doch betrachtete sie, eingedenk ihrer Pflichten, dieselbe Treue gegen ihn, und wollte den Ablauf des Jahres abwarten, bevor sie einen neuen Entschluß faßte; denn auf dem Pergamentblatte stand nun keine Zeile weiter zu lesen. Sie verlebte also auch dieses Jahr in der gewohnten Ausübung ihrer Tugenden; und als sie am Tage des abgelaufenen Jahres keine neue Schrift erscheinen sah, bereitete sie sich, auszugehen, um den König und seinen Vesyr um Rath zu fragen; denn die Worte lauteten ganz bestimmt: „Sie soll sich verheirathen."

Fünfhundert und zwölfter Tag.

Sie stand in diesem frommen Vorsatz, als sie auf ihrem Hofe einen lauten Lärmen hörte; sie lief hinaus, und erblickte mit dem größten Erstaunen ihre vier Männer, deren Jugend und Schönheit sich nicht verändert hatte, sie sahen bloß etwas ermüdet aus. Glücklicherweise hatten sie keinerlei Waffen bei sich; denn da sie sich allzumal in dem Hause ihrer Gattinn befanden, so entflammte die Eifersucht sie zu einer Wuth, welche

nichts hätte stillen können. Gleichwohl standen sie, in Ermangelung der Waffen, in Begriff, sich anzufallen, wie verständig sie sonst auch waren: so wenig vermag die Weisheit über leidenschaftliche Herzen! Aber Sesbet redete zu ihnen mit jener Sanftmuth, welche die Uebung der Tugend und die Wahrheit stäts einflößen, und sagte:

„Höret mich an; es ist wahr, daß ich euch alle viere geheirathet habe; ihr kennet die Befehle, welche mich mit euch verbunden haben; ich habe euch nichts verhehlt, und bin euch gewissenhaft treu geblieben.“

„Nach dem was wir für dich gelitten haben,“ riefen alle zugleich aus, „dich verheiratet zu finden, nicht nur mit einem, sondern mit drei Männern, ist das auszuhalten!“

„Ihr würdet Recht haben,“ erwiederte ihnen Sesbet, „wenn alles, was uns begegnet, in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge wäre: aber ist euch schon je etwas vorgekommen, das mit unseren Abenteuern zu vergleichen wäre? Ich habe die Befehle meines Vaters befolgt, ich kann es nicht bereuen; ich weiß so gut, wie ihr, daß ich in jedem andern Falle übel gethan hätte: aber, was die Hauptsache ist, bringet ihr Kunde von Mahomed?“

„Ja,“ antworteten alle aus Einem Munde.

„Habt ihr ihn gesehen?“ fragte sie weiter.

„Du kannst dich davon überzeugen, wenn du vernehmen willst, was uns begegnet ist,“ antworteten alle mit gleicher Lebhaftigkeit.

Sesbet wollte sie gern anhören; das Loos entschied, in welcher Folge sie erzählen sollten, nachdem sie sie hatte schwören laßen, sich dem zu unterwerfen und sich gegenseitig friedlich anzuhören."

„Wir wollen doch sehen," unterbrach sie Huddschadsch, indem er sich umwandte, „wie alles dieß sich entwirren wird."

„Herr," erwiederte Moradbak, „ich befürchte sehr, daß es deine Majestät nicht befriedigen wird; die Geschichten dieser vier Ehemänner haben etwas Einförmiges, sie sind voll von geheimnisvollen Dingen, welche gleichwohl jeder gute Muselmann wissen sollte..."

„Gleichviel," versetzte der König, „alle diese Dinge da, so schön und nothwendig sie sein mögen, schläfern eben so gut ein, wie jedes andere. Erzähle immer weiter, du weißt, daß ich nur einzuschlafen wünsche."

„Aber, Herr," fuhr Moradbak fort, „ich wünschte wohl, daß deine Majestät die Güte hätte, nachdem du die Geschichten der vier Ehemänner gehört, mir zu sagen, welche davon dir am meisten gefallen hat."

„Das will ich dir ohne Mühe sagen," antwortete ihr der König: „entscheiden ist eins von den Dingen, welche ich am liebsten thue. Du kannst immer anfangen, ich höre dir zu."

„Sesbet setzte sich also in die Mitte ihrer vier Männer," fuhr Moradbak fort; „und da das Loos zuerst auf Abdal Motallab gefallen war, nahm er also das Wort:

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Hagen, Friedrich Heinrich von der, 1780-1856

Tausend und ein Tag morgenländische Erzählungen aus dem Persischen, Tü
rkischen und Arabischen nach Petis de la Croix ...

Bd.: 8

Prenzlau (1828)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.arab.o.12(8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11716403-9